

Hänschen beim Photographen.

Reime von Julius Lohmeyer.

Original-Zeichnung von Oscar Pfleßsch.



Hänschen ist ein feiner Mann,
Stattlich anzuschauen,
Hat die blanken Schuhchen an
Und den „neuen Blauen“.

Läßt sich für den Großpapa
Heut' photographiren
Und die Haltung von Mama
Eben einstudiren.

„Unser guter Photograph
Wird gewiß sich sputen;
Liebes Hänschen, halt dich brav
Nur auf zwei Minuten.“

„Hänschen, sei mir nicht so wild,
Sitz' fein still und grade,
Sonst mißrät' uns ja das Bild,
Und das wär' doch schade.“

„Nach nicht solch ein dumm Gesicht,
Halt dein Blappermäulchen;

Aber, Hänschen, lach' auch nicht,
Sei hübsch ernst ein Weilschen!

„Schau nur grad in's Glas hinein,
Nicht zur Erde nieder.
Hänschen, mit dem linken Bein
Zappelst du ja wieder!“

Kam der Photograph und trug
Seine Siebenjachen,
Stedt den Kopf tief unter's Tuch —
Muß das Hänschen lachen.

„Hänschen denk' an Großpapa,
Halt dich still, mein Schätzchen!
In dem Eckschrank, weißt du ja,
Stehn die Mandelplätzchen.“

Photograph ruft: „Aufgepaßt!“
Will das Bild jetzt machen;
Wenn er nun zum Deckel faßt —
Muß das Hänschen lachen.

„Hänschen, willst du wohl in's Glas
Still und ernsthaft gucken!
„Ach, Mama, es juckt mich was,
Und ich hab' den Schlucken.““

„Hintern Spiegel, weißt du doch,
Stedt ein braunes Reischen.
Kennst du denn das Märchen noch
Von dem weißen Mäuschen?“

„Nein, Mama, das hab' ich schon
Wieder ganz vergessen.“ —
„Auch das von dem Königssohn,
Den der Bär gefressen?“

Photograph den Deckel hebt,
Hat ihn schon geschlossen.
Hans, der ganz im Märchen lebt,
Sitzt wie angegossen.

Als das Bild in Pracht und Glanz
Großpapa bekommen,
Sprach er: „Seht, wie brav der Hans
Wieder sich benommen!“



Hinaus! hinaus!

Von

Julius Sturm.

Initial von Franz Dohauer.

Hinaus, hinaus
Aus Hütt' und Haus,
Aus Grab und Gruft,
Der Frühling ruft!

Da weicht vom Baum
Der Wintertraum,
Die Saat sproßt grün
Und Weizen blühen.

Auf springt der Sarg,
Der lange barg
Das lust'ge Ding,
Den Schmetterling.

Frau Schnecke streckt
Sich aus und reckt

Aus offnem Haus
Die Fühler aus.

Der Käfer brummt,
Das Mädchen summt,
Und Honigseim
Bringt's Bienechen heim.

Das Vöglein schwingt
Sich auf und singt,
Und lustig quakt
Der Frosch den Takt.

Der Frühling ruft,
Lind weht die Luft;
Aus Hütt' und Haus
Hinaus! hinaus!

Die ungleichen Schwestern.

Eine Erzählung von

Wilhelm Fischer.

Original-zeichnungen von Eugen Klimsch.



Lina und Laura waren die ältesten Kinder des Schmiedemeisters Kurt in Schönbad und an Leib und Seele gesund, sonst aber von früher Jugend an sehr verschieden geartet. Für sich allein betrachtet würde die wackere Lina mit ihrem braunen schlichten Haar und den treuen Augen als ein erträglich hübsches Mädchen gegolten haben: neben ihrer um etwa fünf Jahre jüngern Schwester aber trat sie vollständig in den Hintergrund. Laura war ein auffallend schönes Kind. Seidenweiche blonde Locken ringelten sich um ein zartes Antlitz mit frischen Lippen und rosigen Wangen, deren Roth sich von dem reinen Weiß anmuthig abhob, und die großen blauen Augen blickten ausdrucksvoll, zuweilen auch träumerisch in die Welt hinein. Als kleines Kind, im weißen Sonntagkleidchen, mit blauen Bändern geschmückt, eine grüne Ranke im Haar, sah die Kleine fast wie ein Engeln aus und zog schon

früh die Blicke und die Bewunderung der Menschen auf sich. So lag sie auch in ihrem kleinen Wagen an einem Sonntagmorgen im Sommer vor der Thür des elterlichen Hauses. „Wem gehört das reizende Kind?“ fragte überrascht die Frau Bürgermeister, als sie, mit ihrem Herrn Gemahl von einem Spaziergange zurückkehrend, an der Schmiede vorüberkam. „Uns!“ versetzte stolz die siebenjährige Lina, welche, hinter dem kleinen Wägelchen stehend, das zweijährige Schwesterchen bewachte. Die Frau Bürgermeister beugte sich nieder, liebteste Laura und gab ihr einige der großen, saftigen Kirschen, die sie eben am Spalier gepflückt hatte. Nach Lina sah sie kaum. Diese war ein verständiges und gutes Kind, und schon daran gewöhnt neben dem lieblichen Schwesterchen übersehen zu werden. Die Frauen und Mädchen der ganzen Nachbarschaft schienen ganz vernarrt in diese liebliche Menschenknospe zu sein. „Kommi mein Herzchen!“ „Wo steckt denn das Schätzchen?“ so schallte es oft von rechts und links;

„Goldchen, Goldchen, Tausendschönchen“ und andere Schmeichelnamen wurden der Kleinen beigelegt, die man herzte und wiegte und küßte und drückte, daß es ihr selbst zuweilen zu viel ward. Aber auch ernste Männer blieben wohl sinnend bei dem feinen Kinde stehen, strichen über das weiche Haar und blickten freundlich in die großen Augen hinein. Lina stand unbeachtet und selten angeredet daneben. Ein Glück für sie war es, daß sie ihr Schwesterchen selbst so herzlich lieb hatte. — Ueberraschend früh kam Laura zum Verständniß des Lobes ihrer Anmuth, das sie überall hören mußte, und that seitdem alles Mögliche dasselbe immer mehr zu gewinnen. Ihre hübschen Kleidchen hielt sie ängstlich sauber. An wilden Kinderpielen betheiligte sie sich nicht. Wie ein zartes Käzchen nahm sie sich vor Schmutz und Nässe in Acht und kammte und streichelte sich auch fleißig nach Katzenart. Oft stand sie wohlgefällig vor dem Spiegel, flocht sich eine Blume in's Haar, probirte ein Halstüchlein, oder rückte sich eine Schleife zurecht. Ihre Bewegungen waren anmuthig und gemessen; mit großem Geschick ahmte sie den vornehmen Damen nach, deren das Städtchen sich rühmte, und der Mutter gefiel diese Sauberkeit und Nettigkeit wohl. In minder begüterten Familien gehen Schwestern selten ganz gleich gekleidet: man nimmt, was man hat, und schafft an, was im einzelnen Falle nothwendig oder passend ist. Da machte es sich oft von selbst, daß Lina ein starkes, schlichtes Kleidchen, und die kleine Laura einen feineren oder empfindlicheren Stoff bekam. „Es steht dem Lockenköpfchen so gut!“ und aus dieser fast unwillkürlichen Bevorzugung folgte wieder fast mit Nothwendigkeit, daß Lina schon früh in Haus und Garten helfen mußte, ihr Schwesterchen aber mit allen groben Arbeiten verschont wurde. „Sie ist noch so klein, und bei der Arbeit könnte das hübsche Kleid Flecken bekommen, das wär' schad!“ Selbst der Lehrer in der Schule vermochte sein Wohlgefallen an der lieblichen Erscheinung nicht immer zu verbergen, wenn er auch bald merkte, daß das Engelchen gern plauderte und zuweilen recht menschlich und heftig wurde. Nur die wilden Buben waren noch blind für die allgemein bewunderte Schönheit und griffen frischweg aus ihrem großen Vorrathe den Beinamen „das Püppchen“ für sie heraus, den Laura oft zu hören bekam. Sie that zwar, als mache sie sich nichts daraus, und ging, die großen Augen starr vor sich hin gerichtet und die rothe Lippe verächtlich aufgeworfen an den bösen Jungen vorüber, allein im Stillen ärgerte sie dieser Beiname doch. Und das war ihr in einer Art gut.

Ein wenig Vermuth bei all' der Süßigkeit schadete nichts.

Besser noch wirkte die liebevolle Gerechtigkeit des Vaters. Auch er freute sich seines reizenden Töchterleins von Herzen, vernachlässigte aber darüber ihre schlichtere Schwester nicht. Fast jedes Mal, wenn er am Feierabend die Kleine etwa jauchzend in die Höhe gehoben oder zierlich an der Hand durch das Gärtchen geführt hatte, fand er auch für die ältere ein freundliches Wort. „Das fleißige Linchen! Aber jetzt ist's genug mit der Arbeit!“ sagte er zu ihr. „Komm, sieh einmal diese goldgelben Johannisbeeren, noch saftiger als die rothen!“ Das Hauswesen, die Beforgung der Kleidung überließ er grundsätzlich zwar seiner Frau, doch wehrte er mehrmals offenerer Bevorzugung und kaufte selbst zuweilen, wenn Laura von der Mutter allzu reichlich bedacht worden war, für Lina ein Tüchlein oder eine Schürze ein.

So floß der größte Theil der Kinderzeit den beiden Schwestern ungetrübt und fröhlich dahin. Wenn Laura das Lockenköpfchen auch etwas höher trug, als nöthig war, sie wurde nicht übermüthig; wenn Lina ihren Kopf auch zuweilen schüttelte, sie mißgönnte dem schönen Kinde die allgemeine Gunst noch so wenig, wie das Veilchen der Tulpe ihre prächtige Farbe. Allein es kommt fast für alle Menschen, und besonders für Mädchen, eine Zeit, wo man den Werth der äußeren Dinge, auch der Schönheit und Wohlgestalt, fast überschätzt und jede Zurücksetzung bitter empfindet. Der Anfang derselben trat für Lina recht empfindlich gleich nach der Confirmation ein. Sie erlebte viele Zurücksetzungen vor ihrer schönen Schwester. Eine vor allen machte einen bleibenden Eindruck auf ihr Gemüth.

Die Frau Bürgermeister, deren Tochter auch zu den Confirmanden gehörte, hatte derselben einige Wochen später mehrere Mädchen aus den angesehensten Familien zu einem ländlichen Feste eingeladen. In dem hübschen Gartenhause sollte Chokolade getrunken und musicirt, dann in den blühenden Anlagen, die sich in Terrassen bis zum Fluß hinunterzogen, gespielt und getanzt werden. Das ganze Städtlein redete von den Vorbereitungen zu dem kleinen Feste. Daß Lina nicht hierzu eingeladen wurde, darüber grämte sie sich nicht im mindesten, sie hatte es nicht entfernt erwartet, sie gehörte ja überhaupt nicht zu jenem Kreise von Mädchen. Aber als sie Tags vor dem Feste am Amtthause vorüberkam, lag die Frau Bürgermeister gerade im Fenster und erwiderte ihren höflichen Gruß recht freundlich: „Gut, daß ich dich sehe, Kind! Du kannst

unserm Johann einen Gang sparen. Sage doch deiner Schwester, daß sie morgen nicht bei unserm Gartenfest fehlen dürfte, ich lasse sie dringend einladen.“ Lina's Herz pochte schneller voll bitterer Behmuth. Warum wurde das Kind eingeladen und sie nicht? Warum muthete man gerade ihr diesen Auftrag zu? Indessen richtete sie denselben getreulich aus. Wenn sich nun zu Hause nur Eine Stimme erhob und etwa gesagt hätte: „Das ist doch seltsam! Diese Einladung hätte eigentlich dir gebührt!“ so würde ihr Schmerz sich in einigen Thränen ge-

bei der Wäsche helfen. Die Lauge dampfte, der Dunst tröpfelte von der Decke und den Mauern herab, und es duftete dort nicht, wie in Laura's Stübchen, nach Rosen- und Nelkenöl. Kaum war in Hast das späte Mittagessen verzehrt, so zog das Püppchen zum Feste, Lina aber mit der Wäsche zur Bleiche hinaus. Es war sonst kein übler Platz, die kurzgeschorene Wiese mit dem Schatten des nahen Waldes und dem sanft vorübergleitenden Flusse, aber jenseits, etwas höher hinauf, lag Bürgermeisters Garten; Lina konnte die hellen Gewänder



löst und ihr gekränktes Selbstgefühl Trost gefunden haben. Aber nein! Alle schienen diese Bevorzugung ganz in der Ordnung zu finden. „Das passirt auch nur unserm Vorchel!“ meinte selbst der Vater wohlgefällig. „Da müssen wir vor der andern Wäsche dein weißes Kleid vornehmen, Kind!“ sprach die Mutter, heute noch! Steh' nicht müßig da, Lina; setz' Wasser auf, schnell!“ Laura sprach nicht viel, sie lächelte vergnügt, warf einen zufriedenen Blick in den Spiegel und strich die üppigen Locken von der Stirn zurück.

Am nächsten Morgen, während „das Püppchen“ sich einige Tänze einübte und dann frisiert und gepuht wurde, mußte Lina mit der alten Arbeitsfrau in der dumpfen Waschküche stehen und nach Kräften

durch die grünen Büsche schimmern sehen und die Musik und das fröhliche Lachen und Singen der Mädchen vernehmen. Während jene spielten, schleppte sie mit den von dem scharfen Seifenwasser angegriffenen Händen die schwere Gießkanne und achtete sorgsam darauf, daß kein Hemd, kein Laken trocken würde. Ein unsägliches Gefühl der Verlassenheit und des Glends kam über sie. Wie man in solchen Stunden zu thun geneigt ist, übertrieb sie ihr Leid. „Sie ist eine Prinzessin,“ klagte sie, „ich bin eine arme Magd. Sie tanzt und spielt, und ich reibe mir die Hände wund. Ihr Kuchen und Chocolate, mir trockenes Brod. Ihr lächeln alle zu; mich schilt nachher die Mutter, ja vielleicht der Vater selbst, weil ich bei der Bleiche nicht genug aufgepaßt habe

und die Enten habe über die Wäsche laufen lassen.“ So haberte sie mit ihrem Geschick. Da trat, vom Felde kommend, die alte Waschfrau zu ihr. Sie ernährte sich und ihre beiden Enkel redlich durch ihrer Hände Arbeit und hatte den freien Nachmittag dazu benutzt, einen großen Korb voll Kamillen zu sammeln. „Laß mich einmal gießen, Linchen,“ sprach sie freundlich, „und dann setzen wir uns zusammen in den Schatten, wir haben beide die Ruhe verdient.“ Sie kannte die Stimmung des Mädchens schon vom Morgen her und konnte sich denken, daß die unmittelbare Nähe des Gartens, in dem das Fest abgehalten wurde, dieselbe nicht verbessert habe. Sanft und geschickt suchte sie Lina zu beruhigen und zu trösten. Freue dich, daß du arbeiten kannst, daß du so stark und gesund bist. Laura ist im Ganzen ein gutes Kind, gönne ihr das bißchen Vergnügen. Was? Thränen in den lieben braunen Augen! Schäme dich. Willst du einen Rath von einer alten Frau annehmen? Sei immer freundlich und heiter, das macht jedes Gesicht lieblich, wie Sonnenschein das kleinste Gärtchen. Thu alles, was dir obliegt, so gut wie möglich. Es giebt noch immer kluge Menschen genug, welche ein braves, tüchtiges und liebes Mädchen einer Zierpuppe vorziehen. Blendende Schönheit ist gewiß eine herrliche Gottesgabe, zumal für Mädchen, aber auch eine gar gefährliche. Hoffentlich schlägt sie deiner Schwester zum Guten aus. Uebermuth thut selten gut. Wohl dem, der das Joch in seiner Jugend trägt.“ Ihre verständigen Worte machten Eindruck. Lina weinte schon nicht mehr. Aber zuweilen schweifte ihr Blick doch wieder zum Garten hinüber und dann seufzte sie leise. Da sprach die Waschfrau herzlich: „Lina, du bist schon confirmirt und für deine Jahre verständig genug. Ich darf dir wohl etwas aus meinem Leben erzählen, was mehr als bloßes Lehren wirken wird.“ Das Mädchen wurde aufmerksam. „Wie gefall' ich dir? Nicht besonders, nicht wahr? mit den Pockennarben, den Runzeln und dem grauen Haar. Aber vor dreißig und einigen Jahren war's anders. Da galt ich für eines der schönsten Mädchen weit und breit, war stark und gesund dabei und nicht wenig eitel. Die Mutter hatte ich schon verloren. Mein guter Vater, der königlicher Förster war, ließ mir allen Willen. War ich doch so zu sagen sein einziges Kind. Denn meine ältere Schwester wurde vom dritten Jahre an in der Residenz bei einem kinderlosen Oheim erzogen, der sich als Baumeister allmählich ein hübsches Vermögen erworben hatte. Da hieß es plötzlich, sie sei mit einem Geometer verlobt, und das junge Paar kam zu uns, um den

Segen des Vaters zu erbitten. Ich konnte mich darüber nicht freuen. Ich beneidete die städtisch gekleidete Schwester um ihre Bildung, ihre Lebensart, ihren stattlichen Bräutigam. War ich doch viel schöner als sie. Voll Neid grollte ich meiner glücklichen Schwester. Sie schien mir, ihrer Vorzüge bewußt, auf mich herabzuschauen. Es kam durch meine Schuld zu heftigen Scenen zwischen uns. Trotzig wandte ich mich von ihr ab. Immer unfreundlicher gestaltete sich unser Verhältniß, als ich einem Manne die Hand gab, den meine Schwester nicht achten konnte. Meine Eitelkeit hatte mich zu dieser Verbindung geführt. Es kam zum vollen Bruch zwischen uns. Nach einigen Jahren starb mein Mann und ließ mich als arme Wittve mit einem einzigen Sohne zurück. Sieh Kind, das hab' ich von meiner Schönheit gehabt.“

Lina hatte sehr nachdenklich zugehört. „Und die Schwester?“ fragte sie jetzt.

„Sie lebte in der Hauptstadt. Ihr Bräutigam starb. Sie hat sich nie verheirathet. Ich hab' sie nur noch einmal beim Begräbniß unsers Vaters wiedergesehen. Der Oheim wandte ihr nun vollends seine ganze Liebe zu. Er war ein sehr unternehmender Mann. Mit richtigem Blicke hatte er in der Vorstadt einen großen Garten gekauft, eine Straße durchgelegt und die Häuser mit großem Gewinn veräußert. Als er endlich in hohen Ehren starb, hinterließ er meiner Schwester sein ganzes, höchst bedeutendes Vermögen. Sie lebt noch als sehr reiche, hochgeachtete und wohlthätige Dame in der Residenz.“

„Und läßt ihre einzige Schwester sich so plagen!“ sprach Lina herb.

Die Waschfrau schwieg einen Augenblick. „Kind,“ sprach sie dann sanft, „ich kann's ihr nicht verargen, daß sie mir grollt. Ich bin selbst an Allem Schuld. Ich habe ihre Briefe, die sie in den ersten Jahren an mich richtete, nicht beantwortet. Und doch glaub' ich, wenn ich den ersten Schritt thun wollte — Ich bin nicht mehr zu stolz dazu, nein. Ich schäme mich nur. Seit langer Zeit schon bin ich froh und glücklich bei meiner Armuth. Daß ich waschen und bügeln, nähen und melken, beten und arbeiten kann, das hat mir Brod und Zufriedenheit gegeben all' die Jahre lang, das hat mich getröstet, als mein lieber einziger Sohn starb, das hält mich noch aufrecht; denn jetzt galt es die beiden Waisen meines Sohnes zu erhalten und durch die Welt zu bringen. Warum wolltest du nun verzagt sein, so viel jünger und glücklicher als ich?“

Sie hatte wirklich durch die Erzählung ihrer Schicksale den kleinen Kummer ihrer jungen Freundin verscheucht. Gefällig half sie, als der Abend

nahte, einpacken und den schweren Korb heimschleppen, und Lina schief fröhlicher ein, als sie am Morgen aufgewacht war.

In jedem Stande wirkt ein liebevolles Gemüth förderlich und segensreich auf die Nebenmenschen ein. —

Wieder waren seit jenem Abende einige Jahre vergangen. Des Schmieds Familie vergrößerte sich. Die ältesten Kinder mußten allmählich ihr Brod selbst zu verdienen suchen. Lina war schon im Laden eines tüchtigen Kaufmanns untergebracht, der ein für den Ort recht bedeutendes Ellenwaarengeschäft betrieb. Auch Laura trat nach der Confirmation dort als Lehrling ein. Man kann nicht sagen, daß sie sich die volle Zufriedenheit ihres Herrn und seiner tüchtigen Frau erwarb. Sie war launisch und vorlaut, hastig und zerstreut, während ihre bescheidene Schwester, der Ermahnung der alten Wäschfrau noch eingedenk, durch ruhige Freundlichkeit, durch Umsicht und Ordnung allen Anforderungen zu genügen suchte. Aber dennoch ließen sich viele Kunden mit Vorliebe von dem Lockenköpfchen bedienen, und das machte selbst in den Augen ihrer Vorgesetzten manches Versehen wieder gut. Kein Wunder, daß das verwöhnte Kind mit der Zeit durch diese Nachsicht mehr und mehr übermüthig wurde.

Bald erfuhr sie eine noch größere Bevorzugung. Unter den vielen Geschäftsreisenden, welche das Haus regelmäßig besuchten, war der junge Herr Massinger aus der Residenz einer der ordentlichsten und besten. Nicht oberflächlich und leichtsinnig wie viele seiner Kameraden, sondern ernst und gründlich gebildet und brav von Herzen stand er bei seinem Prinzipal und bei den Kunden in wohlverdientem Ansehen. Er hatte Laura immer mit großer Auszeichnung behandelt. Und kaum war ihre Lehrzeit vorüber, als er ihr eine gute Stelle in einem großen Geschäfte der Landeshauptstadt anbot.

„Solch' eine hervorstechende Erscheinung“, sprach er zu ihrem Prinzipal, „darf nicht in dem kleinen Schönbach verborgen bleiben. Sie gehört in die Residenz. Sie würde eine Zierde des größten Magazins sein. Und sie kommt in ein sehr anständiges Geschäft. Sie hat nur mit der feinsten Kundschaft zu thun! Von ihrem Gehalt kann sie zurücklegen, und es wird noch steigen. Leider bin ich den größten Theil des Jahres auf Reisen. Aber ich werde mir die Ehre geben, das Mädchen in meine Familie einzuführen; meine Mutter wird sich freuen Laura kennen zu lernen. In Begleitung meiner Mutter wird sie in ihren Freistunden Theater, Konzerte und Gesellschaften besuchen.“ — Seine Mutter war

eine brave, gutmüthige Frau, und daher konnte er auf ihre Freundlichkeit und ihr Wohlwollen rechnen.

Das klang recht verführerisch. Und welche junge Seele sehnt sich nicht hinaus in's Leben, in die lockende Ferne? Dazu kam der Triumph der Eitelkeit. Andere bewerben sich Jahre lang vergeblich um eine solche Stellung, ihr wurde sie mit ausgesetzter Höflichkeit entgegen gebracht!

Das schöne Antlitz Laura's lächelte gar holdselig, als Herr Massinger ihr sein Anerbieten wiederholte, und dieser fühlte sich glücklich das anmüthige Mädchen mit diesen Aussichten erfreuen zu können.

Aber eine unerwartete Schwierigkeit erhob sich: Meister Kurt wollte von dem ganzen Plane nichts hören. Umsonst redete der erstaunte Herr Massinger ihm zu, umsonst bat und weinte und schmollte das Töchterlein; der Vater blieb bei seiner Meinung: „Sie ist noch viel zu jung für die große Stadt. Ihr Wort in Ehren, junger Herr, allein ich kenne Sie kaum, geschweige denn Ihre Familie. Ich weiß nicht, ob Laura derselben willkommen ist. Ich kenne das Geschäft nicht noch die Inhaber, weder die Angestellten noch die Kunden. Aber ich kenne ein wenig von großen Städten, und gerade nicht zu viel Gutes. Sie ist noch zu jung, um so ganz allein in die Welt gehen zu können.“

Laura meinte, ihr geschehe großes Unrecht. Sie war thöricht und maßlos in ihrem Schmerz und rathlos dazu. Herr Massinger verzweifelte nicht so bald. „Wenn nun auch Fräulein Lina mitginge?“ warf er ein. Meister Kurt blickte überrascht auf. „Haben Sie denn diese Stellen nur so an allen zehn Fingern hängen?“ fragte er verwundert.

„Das nun gerade nicht, allein ich darf mir schmeicheln, einigen Einfluß zu besitzen,“ erwiderte höflich Herr Massinger. „Und Ihre Fräulein Töchter kann man mit gutem Gewissen empfehlen. Für Niemanden würde ich mir lieber Mühe geben. Also, wenn Fräulein Lina mitginge, dann willigen Sie ein?“

Nach längerem Bedenken gab schließlich Kurt nun doch seine Zustimmung zu dem also veränderten Plane, im Stillen hoffend, derselbe werde doch noch scheitern. Aber Herr Massinger war eifrig und thätig. Er schrieb sofort in die Residenz, unterbrach dann sogar seine Reise um persönlich dorthin zurückzukehren, und hatte nach ein paar Wochen glücklich auch für Lina in einem nahebei befindlichen Geschäft eine passende Stelle ausfindig gemacht.

So brachen denn nach Ablauf der Kündigungsfrist, und nach zärtlichem Abschied von den Eltern

und allen Verwandten und Freunden, die beiden Schwestern vereint nach der großen Stadt auf, Laura voll stolzer Hoffnungen, Lina still, fast wehmüthig gestimmt.

„Es dreht sich ja und wird sich ja doch alles nur um das Püppchen drehen,“ dachte sie. „Ihretwegen hat sich Herr Massinger all' die Mühe gegeben. Ihretwegen schickt mich der Vater auch hin. Sie bekommt gewiß, so jung sie ist, die bessere Stelle.“

Doch diese trüben Gedanken hielten das wackere Mädchen nicht ab, in dem neuen Verhältnisse recht-schaffen ihre Pflicht zu thun. Im ganzen konnte sie mit ihrer Stellung zufrieden sein. Herr Glauberg, ihr Prinzipal, war ein wohlwollender Mann und hatte ein ordentliches Geschäft. Seine Frau, selbst thätig und gewandt, hätte etwas freundlicher und weniger heftig sein können. Sie duldete keinen Widerspruch und war bedeutend freigebiger mit Tadel als mit Lob. Oft mußten die Ladenmädchen, und ganz besonders Lina, unter ihrer bösen Laune leiden.

Das Magazin, in welchem Laura beschäftigt war, lag in derselben Straße. Oft huschte in einem müßigen Augenblick die eine der Schwestern zur andern hinüber, die jüngere freilich weit häufiger zur ältern als umgekehrt, da sie ungebundener war. Sie paßte in ihren neuen feinen Kleidern vortrefflich in den prächtigen Laden, und ihrer Schönheit wegen sah man ihr manche Untugend nach. „Sie dient zur Staffage,“ meinte wohl ihr Prinzipal, „sie ist den Kunden angenehm.“ Und wirklich ließen sich die Damen am liebsten mit ihr in ein Gespräch ein. „Aber wir müssen die Damen bedienen und festhalten,“ grollten die anderen Mädchen. Doch ihr Neid beunruhigte das verwöhnte Mädchen nicht viel. Sie blickte ziemlich hochmüthig auf die Genossinnen herab, pußte sich wie eine Modepuppe und verwandte ihr nicht unbedeutendes Gehalt fast gänzlich auf Kleider und Schmuckfachen.

Auch in anderer Beziehung hatte Herr Massinger nicht zu viel versprochen. Seine brave Mutter und eine verheirathete Schwester empfangen die beiden Schwestern höflich und nahmen sich der Mädchen an ihren freien Nachmittagen freundlich an. War Herr Massinger anwesend, so widmete er sich oft ihrem Dienst und zeigte ihnen der Reihe nach die Sehenswürdigkeiten der großen Stadt. Daß er bei aller Höflichkeit gegen die ältere Schwester sich hauptsächlich mit Laura beschäftigte, versteht sich von selbst, und Lina war schon ganz daran gewöhnt.

Mit seiner Mutter hatte er im Laufe des nächsten Jahres mehrere ernste Unterredungen. So an

einem Sonntagabend, als Mutter und Sohn vertraulich auf dem Sofa neben einander saßen.

„Warum willst du so früh heirathen?“ fragte die Mutter kopfschüttelnd.

„Jung gefreit hat selten gereut. Und ich warte ja geduldig, bis ich selbständig bin,“ antwortete begütigend der Sohn.

„Wenn du denn entschlossen bist, ein armes Mädchen zu deiner Frau zu machen, so würde mir die ältere Schwester lieber sein. Die ist gewandt in grober und feiner Arbeit, kann waschen und bügeln, kochen und nähen.“

„Aber, liebe Mutter,“ antwortete lächelnd der Sohn, „ich suche weder eine Wäscherin, noch eine Köchin, noch eine Näherin. Einem kleinen Laden vorstehen kann Laura auch, und wenn ich mir noch ein wenig erspart habe und ein paar gute Agenturen bekomme, so muß es gehen.“

Lina hatte längst bemerkt, daß auch Laura dem Herrn Massinger herzlich gewogen war. Sie freute sich des Glückes ihrer Schwester, aber oft genug ging es ihr doch schwer an, daß ihrer Schwester alle Menschen mit Aufmerksamkeit entgegen kamen, während sie dabei stehen mußte und kaum beachtet wurde und auch ihr innerer Werth kaum geschätzt zu werden schien. Wenn sie sich auch wohl hütete, alles, was sie dachte und fühlte, nach Hause zu schreiben, so mußte doch ein Theil ihrer Wehmüth unwillkürlich mit in den letzten langen Brief eingeflossen sein. Denn zur Antwort erhielt sie vom Vater ein herzliches Schreiben, in großen, steifen Buchstaben und kurzen Sätzen: „Ich kenn' mein munteres Linschen kaum mehr,“ hieß es unter Anderem. „Bist du krank? Dann komm, wir wollen dich pflegen. Oder hast du Heimweh? Dann schüttle es ab durch fleißige Arbeit. Was macht Laura? Hat sie so wenig Zeit, daß sie gar nicht schreiben kann? Deine Mutter ist fast besorgt um sie. Ich auch, aber in anderer Art. Sieh wohl Acht auf das Kind. Frau Hertel ist recht krank gewesen, jetzt wäscht sie wieder. Deine Mutter hat ihr manche gute Suppe gekocht. Ich nehm' ihren ältesten Enkel jetzt in die Lehre. Da hat sie einen Mund weniger zu füttern. Eine brave Frau. Immer geduldig und in gesunden Tagen munter und thätig. Sie läßt dich grüßen, wie wir alle und besonders dein treuer Vater Kurt.“

Lina las den Brief zweimal und küßte ihn. Es war ihr, als höre sie den wackern Mann sprechen, als sehe sie die tapfere alte Waschfrau mit heiterer Ergebung auf dem Schmerzenslager liegen. Getröstet ging sie wieder an ihre Arbeit, und be-

kämpfte entschlossen den Mißmuth, der sie zuweilen beschleichen wollte, durch freundliche Thätigkeit.

Eines Tages trat eine alte, grämlich blickende Dame in den Laden und ließ sich verschiedene Sachen vorlegen. Geduldig holte Lina ein Stück nach dem anderen herunter, rollte es auf, hielt es, glatt oder gefaltet, in's rechte Licht, rühmte die Vorzüge und hörte höflich die Bedenklichkeiten und den Tadel der kaufslustigen Dame an, die sehr schwer zu befriedigen schien. Dann, obgleich sich allmählich ein wahrer Berg hübscher Stoffe auf der Theke aufgethürmt hatte und auf die Seite geschoben werden mußte, um einem neuen Platz zu machen, entschloß sich die alte Dame noch immer zu keinem Kauf.

„Ich denke, ich kaufe heute lieber gar nichts,“ sprach sie endlich; vielleicht komme ich morgen wieder.“ — „Das wird uns sehr angenehm sein,“ versetzte Lina freundlich. Sie hatte überhaupt keinen Augenblick die Geduld und die Ruhe verloren, und durch keinen Blick, keine Bewegung Mißmuth an den Tag gelegt. Höflich begleitete sie die alte Dame bis zur Thüre und sprach mit der sanftesten Stimme den Abschiedsgruß. Das war zu viel für Laura, welche sich auch schon seit einer geraumen Zeit im Laden befand. Sie hatte die beschäftigte Schwester nicht stören dürfen. Nachdem sie zuerst unruhig hier und dort herumgestöbert und ungeduldig das Ende des Austritts erwartet hatte, brach sie, sobald die Dame den Laden verlassen, in die Worte aus: „Wie kannst du nur gegen die unausstehliche Alte so zuvorkommend sein?“

Lina zuckte lächelnd die Achseln. „Das gehört nun einmal zum Geschäft!“

„Dummes Zeug!“ rief das Lockenköpfchen zornig; „man kann alles übertreiben. Ehre, dem Ehre gebüret! Gegen anständige Kunden bin ich auch freundlich. Aber an einen solchen Quälgeist freundliche Worte zu verschwenden, das sollte mir gerade einfallen! Denk dir, die unleidliche Person ist kurz bevor sie hierher kam, auch bei uns gewesen, und hat es gerade so gemacht: alles ansehen, befühlt, beschnüffelt, bekrittelt, ganze Stöße vor sich ausbreiten lassen, und endlich mit der grämlichen Stimme genau wie auch hier gesagt: „Ich denk', ich kaufe heute lieber gar nichts!“ Aber ich hab' ihr anders gebient, als du. „Das hab' ich mir längst gedacht,“ hab' ich ihr gesagt, „und die unnütze Mühe bedauert!““

„Du hast Unrecht gehabt, Lorchchen,“ sprach Lina mütterlich. „Wir sind allen Kunden Höflichkeit und Geduld schuldig. Wer heut' nichts kauft, kommt vielleicht morgen wieder, wenn wir ihn nicht ver-

scheuchen.“ „Nein, rief Laura hochmüthig, „mir lasse ich so etwas nicht bieten!“ Damit hüpfte sie wieder fort, schön selbst in ihrem Zorne, und Lina blickte ihr kopfschüttelnd und doch zugleich lächelnd nach. — Ihr war eben alles erlaubt, während sie sich vergeblich um die Gunst ihrer Herrin bemühte; sie bezwang sich, aber eine gewisse Wehmuth blieb in ihrer Seele zurück.

Wochen vergingen. Da trat ein, was alle Freunde längst erwartet hatten. Herr Massinger reichte Laura seine Hand und diese willigte herzlich in ihre Verbindung ein. Die Einwilligung des Vaters zu ihrer Verheirathung mit ihm blieb nicht aus, und bald entwarf Laura stolze Pläne für die Zukunft. Lina dagegen empfand die Launen ihrer Herrin schmerzlicher als je zuvor. Sie hatte durch mehrere kleine unverschuldete Unfälle mit bedeutenden Kunden ihre Mißstimmung sich zugezogen und sich umsonst bemüht, ihr Wohlwollen wieder zu gewinnen. Die stolze Frau wurde durch ihre Unterwürfigkeit nur noch mehr in ihrem hochfahrenden Wesen bestärkt, und behandelte das arme hilflose Mädchen immer unliebenswürdiger und unwürdiger. Nur bei dem Prinzipal fand sie Anerkennung, dieser aber hatte wenig Einfluß auf die Frau und war den Tag über in seinem Comptoir beschäftigt.

Lina war in der trübsten Stimmung. Während ihre überall freudig aufgenommene Schwester einem selbständigen und glücklichen Leben entgegenging, fühlte sie mehr als je ihre Abhängigkeit, und empfand es schmerzlich, daß sie trotz aller Mühe, aller Tüchtigkeit sich weder Neigung noch Anerkennung verschaffen konnte. Schon war sie im Begriff den Entschluß zu fassen, ihre Stellung zu kündigen, um wieder in ihre Heimath zurück zu kehren, als eines Tages ein unerwarteter Wechsel ihres Geschickes eintrat.

Jene wenig freundliche Dame, wegen welcher sie den Spott ihrer Schwester zu ertragen gehabt hatte, trat eines Tages in den Laden, grüßte sie freundlich und verlangte den Geschäftsinhaber zu sprechen. Sie blieb eine Weile bei ihm im Comptoir. Als sie, ehrfurchtsvoll von ihm begleitet, wieder im Laden erschien, ging sie sofort auf Lina zu. „Liebes Kind,“ begann sie, ich wohne in dem neuen Stadttheile, wo sich meist reiche Leute, Rentner und höhere Beamte angebaut haben. Es fehlt uns ein feiner Laden dieser Art dort, der sich, von kundiger Hand gelenkt, glänzend rentiren würde. Ich hab' mich nun in verschiedenen Geschäften nach einer passenden Persönlichkeit umgesehen und die Mädchen oder jungen Damen absichtlich für meinen Zweck auf

die Probe gestellt; durchaus nicht alle haben dieselbe bestanden. Sie gefallen mir am besten. Sie sind freundlich und geduldig, gewandt und geschäftskundig, auch gibt Ihr Prinzipal Ihnen das beste Zeugniß. Da böte sich Ihnen nun eine vorzügliche Gelegenheit dar, sogleich selbständig und wie ich fest hoffe, mit der Zeit wohlhabend zu werden. Was meinen Sie dazu?"

"Das wäre wohl schön — und Sie sind sehr freundlich, nur — nur — habe ich gar kein Geld!"

"Dafür lassen Sie mich sorgen," sprach die alte Dame nachdrücklich. „Ich leihe es Ihnen gern und zinsfrei, und auch die Rückzahlung eilt in den ersten Jahren nicht. Ihr Prinzipal will Ihrem Vortheil nicht im Wege stehen, sondern Sie auf meine Fürsprache hin sogleich ziehen lassen; wenn Sie sonst also geneigt sind, so beginnen wir schon morgen mit der Einrichtung.“

Das grämliche Gesicht der alten Dame konnte zu Zeiten recht freundlich dreinschauen und that es, wenn jemals, in diesem Augenblicke. Nicht minder lieblich sah Lina aus, von holder Röthe übergossen, in den treuen blauen Augen freudiges Erstaunen, stolze Hoffnung und innige Dankbarkeit. Der Prinzipal selbst hatte seine Freude an dem Anblick. „Wen Fräulein Gebhard unter ihren mächtigen Schutz nimmt," sprach er verbindlich, „der ist geborgen. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, liebes Fräulein Kurt. Wir werden weit genug auseinander wohnen, um trotz der Concurrenz gute Freunde bleiben zu können. Nun, bedanken Sie Sich doch! Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß Fräulein Gebhard die wohlthätigste Dame der Residenz ist?"

"Rühmen Sie mich nicht so übermäßig;" sprach die alte Dame munter; „mach' ich doch wahrscheinlich das beste Geschäft dabei. Ich habe den Unterstock eines meiner Häuser leer stehen; er eignet sich vortrefflich zu einem Ladenlocal, und mit der Zeit soll Fräulein Kurt mir eine gehörige Miethe bezahlen, je mehr sie verkauft, desto mehr werde ich sie steigern!"

Während gemeine Naturen ernten wollen, wo sie nicht säet, und gewöhnliche Menschen für den kleinsten Dienst großen Dank verlangen, thun edle Seelen das Gute gern im Verborgenen und suchen, wenn dies nicht angeht, ihre Wohlthaten wenigstens zu verschleiern. Aber Herr Glauberg verstand Fräulein Gebhard wohl. Er wußte, daß es ihr nicht sowohl darum ging, ihr Haus vortheilhaft zu vermieten, als einem braven armen Mädchen Gelegenheit zu geben, durch eigene Kraft selbständig und wohlhabend zu werden. Das war so ihre Art, und

eine solche Art zu helfen und wohlzuthun ist mehr werth als reichste Gaben an Geld und Gut. —

Es ist eine angenehme Arbeit, in neuen hellen Räumen, ohne die Mittel schonen zu müssen, ein Geschäft einzurichten, das man versteht und liebt. Die glückliche Lina genoß dieses Vergnügen in vollem Maße. Ehe vier Wochen vergingen, fing sie schon an zu verkaufen. Nach einem ferneren Monate nahm sie ein Lehrling, nach einem Vierteljahr eine Gehülfin an. Die Kunden strömten nicht nur anfangs herbei, durch den Reiz der Neuheit gelockt und durch die Empfehlung der allbeliebten Dame bewogen, sondern mehrten sich noch und blieben dem Laden treu wegen der Güte der Waaren und der steten Freundlichkeit der Inhaberin. Am Ende des Jahres machte sie, wie es Brauch ist, Abschluß, und fand, daß sie ihrer Beschützerin schon ein Sämmchen zurückzahlen konnte.

Sie that noch etwas Anderes, sie sandte einen langen Brief und ein großes Packet nach Hause. Mit verständiger Berücksichtigung der Bedürfnisse und Neigungen der Einzelnen hatte sie für Eltern und Geschwister schöne Geschenke ausgewählt und auch die alte, fromme Wäscherin nicht vergessen. Wie stolz und dankbar ging die brave Frau einige Sonntage darauf in dem neuen warmen Kleide zur Kirche! Sie bedankte sich bei ihrer jungen Freundin in einem herzlichen Briefe, den Lina mit Freude las und sorgsam aufhob.

Bald darauf wurde Lauras Hochzeit gefeiert, und zwar in der Hauptstadt, da die Mutter ihres Bräutigams die weite Reise nach Schönbach nicht gut unternehmen konnte. Meister Kurt hatte es sich nicht nehmen lassen, eine ordentliche Aussteuer zu senden, und kam selbst zum Feste herüber. Er wunderte sich über die prächtige Wohnung, welche das junge Paar beziehen sollte, und schüttelte den Kopf. Er sprach deshalb zu Laura in ernster, herzlicher Weise und meinte, daß wohl bescheidnere Räume für sie genügt hätten. Laura hörte ihn ruhig an, versprach auch in allgemeinen Ausdrücken häuslich und sparsam zu sein; doch ihr Lächeln, ihr ganzes Benehmen drückte eine gewisse Ueberlegenheit aus und schien zu sagen: „Was kennst du davon, Vater? Das ist hier ganz anders, als in unserm kleinen Orte. Das verstehe ich besser.“

Der Vater merkte dies heraus und fühlte sich gekränkt. Viel wohlter war es ihm bei der älteren Tochter. Er freute sich über das blühende Geschäft, über ihre Thätigkeit und gute Laune, und blieb noch mehrere Tage bei ihr. Sogar Fräulein Gebhard, die ihren Schützling oft besuchte, lernte er kennen,

schien jedoch in ihrer Gegenwart etwas verlegen zu sein. Kaum hatte sie sich wieder entfernt, als er seiner Tochter zuflüsterte: „Weißt du auch, wer diese Dame ist? Niemand anders als die reiche Schwester der Frau Hertel. Siehst du nicht, wie sie beim Namen Schönbach stutzt? Meiner erinnert sie sich nicht, bin ich doch einige Jahre jünger als sie, und sie war ja selten in der Heimath, aber ich habe sie gleich wieder erkannt.“ Lina war sehr bewegt. Fortan ging ihr Sinnes und Trachten dahin, eine Versöhnung zwischen den beiden Schwestern herbeizuführen. Aber diese Aufgabe mußte vorsichtig angefaßt werden. —

Die jungen Eheleute lebten eine Zeit lang recht glücklich mit einander. Aber Laura verbrauchte zu viel von der Einnahme. Sie hätte gern alles angeschafft, was sie bei reicheren Bekannten sah. Wenn ihr Mann ihr freundliche Vorstellungen machte, so begegnete sie denselben durch Lächeln und Scherze; blieb er ernst, so schmolte sie, bis er wieder nachgab. Doch alles hat seine Grenzen. Endlich mußte er ihr sagen: „So kann und darf es nicht weiter gehen. Du mußt dich einschränken, unsere Mittel zu Rathe halten und häuslich und sparsam werden. Beim besten Willen kann ich das nicht beibringen, was du zu Prunk und Staat ausgiebst.“

Das Lockenköpfchen sah bei dieser Eröffnung durchaus nicht lieblich aus.

Der häusliche Friede litt unter diesen Zwistigkeiten sehr. Massinger, sonst heiter und vergnügt, ging oft bekümmert und gedankenvoll einher. Bei dem beständigen Drängen seiner ehrgeizigen Frau machte er neue, kühnere Versuche, durch waghalsige Geschäfte seine Einnahme zu erhöhen. Hier und da glückte ihm ein günstiger Wurf. Er arbeitete mit höchster Anstrengung aller seiner Kräfte und lebte in steter geistiger Aufregung. —

Lina's Geschäft entwickelte sich inzwischen ruhig und geordnet weiter. Fräulein Gebhard drohte zuweilen scherzhaft mit einer bedeutenden Miethserhöhung. Im Grunde aber freute sie sich des Glücks ihrer Schutzbefohlenen herzlich. Dennoch fand Lina noch immer nicht den Muth, ein gutes Wort für Frau Hertel einzulegen. Endlich bot ihr ein Zufall die gewünschte Gelegenheit.

„So vertieft?“ rief Fräulein Gebhard eines Morgens munter. Sie war nämlich eingetreten, ohne von der in einem Briefe lesenden Lina bemerkt zu werden. „Das müssen günstige Geschäftsnachrichten sein.“

„Es ist ein Brief aus der Heimath,“ antwortete Lina. „Sie dürfen ihn auch lesen.“

Deutsche Jugend. XIV.

Damit reichte sie den Bogen hin, und die alte Dame las ohne Arg, was Meister Kurt in seiner treuherzigen Weise geschrieben hatte. Plötzlich wurde sie roth und wieder blaß. Sie kam an die Stelle: „Der junge Hertel macht sich gut in meiner Schmiede. Aber seine arme Großmutter sieht jämmerlich aus. Sie arbeitet zu viel. Sie lebt zu schlecht, um die paar Thaler Schulden zu tilgen, die sie in ihrer Krankheit hat machen müssen. Lange hält sie das nicht aus.“

„Wissen Sie, daß jene Frau meine Schwester ist?“ fragte Fräulein Gebhard mit tonloser Stimme.

„Ja,“ sprach Lina kaum vernehmbar.

„Und kennen Sie sie näher?“

„Sie ging bei uns aus und ein und war mir eine mütterliche Freundin.“

„Daß sie nicht reich ist, wußte ich längst, aber daß sie Noth leidet, war mir unbekannt. Warum haben Sie mir nicht früher von ihr gesprochen?“

„Es ging mir, wie der armen Frau Hertel selbst, ich wagte es nicht.“

„Wagte nicht!“ wiederholte Fräulein Gebhard fast zornig. „Hab' ich mich nicht längst danach gesehnt, ein versöhnliches Wort von ihr zu hören? Hab' ich nicht all' die Jahre lang bedauert, mein Wohlwollen nur Fremden zuwenden zu können, da die einzige Schwester sich fern von mir hält. Sie ist zu hart, zu stolz —“

„Zu demüthig, zu zartfühlend ist sie,“ sprach Lina sanft. „Sie spricht mit Liebe und Achtung von Ihnen. Kann nicht der Reiche und Glückliche den ersten Schritt thun, den Arm ausstrecken, um den Armen und Schwachen zu stützen? Sie sind so gut und wohlthätig gegen mich, gegen Alle, welche —“

„Still!“ unterbrach sie Fräulein Gebhard. „Sie werden mich eine Woche lang nicht mehr sehen. Ich reise morgen nach Schönbach.“

Lina war sehr glücklich, aber mehr noch freute sie sich, als nach acht Tagen beide Schwestern Hand in Hand in den Laden traten. Denn fortan sollte alle Noth der Schwergedrückten ein Ende haben und sie mit ihrem jüngsten Enkel in der Hauptstadt bei Fräulein Gebhard wohnen. —

Im Hause des Herrn Massinger herrschte kein Friede mehr. Aber es sollte noch trauriger kommen. Eines Tages ward der arme Mann in einer Droschke von der Börse gebracht, wo ihn eine Ohnmacht angewandelt hatte. Er hatte kaum Kraft, die Treppe hinaufzuwanken, und legte sich wie gebrochen zu Bett. Lange antwortete er auf alle besorgten Fragen kein Wort. Endlich stöhnte er: „Wir sind ver-

loren, Laura! Alles ist hin, Geld, Ehre und guter Name, ich überlebe es nicht.“

Der Unglückliche hatte durch seine verwegenen Geschäfte alles eingebüßt. Laura sank mit heftigem Schluchzen an seinem Lager zusammen. Ihr Gewissen sagte ihr, daß sie den größten Theil der Schuld an alle dem Unglück trage. Sie begriff die Größe ihres Elends aber erst allmählig, als all' der kostbare Hausrath von den Gläubigern weggeschleppt und zu Gelde gemacht wurde, und sie, auf das Nothdürftigste beschränkt, in der nun viel zu großen Wohnung zurückblieben. Auch diese sollte so bald wie möglich mit einem bescheidenen Dachstübchen vertauscht werden, aber der junge Kaufmann brauchte dasselbe nicht zu beziehen. Er welkte sichtlich dahin; seine Kraft, durch übermäßige Anstrengung und Aufregung schon gebrochen, erlag dem letzten furchtbaren Schlage gänzlich.

Laura war anfangs wie betäubt. Sie gab sich ganz dem Schmerz über den drohenden Verlust ihres Mannes hin, der sie nur zu sehr geliebt hatte. Als sie wieder klar denken konnte, trat eine gewaltige Umwandlung bei ihr ein. Sie erkannte den ganzen Umfang ihres Unrechts, tiefe Reue ergriff sie und sie bat ihren armen Mann unter heißen Thränen um Verzeihung. Sie wetteiferte mit seiner Mutter ihn sorgsam zu pflegen. Und als jede Hoffnung schwand und sein letztes Stündlein herannahte, da hatte sie wenigstens den einen Trost, daß er in Frieden und versöhnt von ihr schied. Ganz gebrochen vor Schmerz folgte sie dem theuren Verstorbenen zu seiner letzten Ruhestatt.

„Jetzt wohin!“ fragte sie, als die Schwestern vom Friedhofe zurückgingen. „Zu den Eltern oder gar zu seiner Mutter kann und will ich nicht, unter fremden Leuten ertrage ich das Leben nicht. Wohin?“

„Wohin?“ sprach eine sanfte, freundliche Stimme. „Ich mein', das versteht sich von selbst. Zu mir, liebes Kind. Ich kann Hülfe gebrauchen.“

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß es Lina war, die so redete. Züchtig umfaßt standen die Schwestern lange, in tiefer Bewegung. Laura folgte ihrer Schwester, und ward von ihr in liebevollster Weise behandelt. Sie vergalt es durch Fleiß und Freundlichkeit und drängte, wenn der alte Hochmuth sich noch einmal regte, eine jede Anwandlung entschieden zurück. Auch als sie die Trauerkleider ab-



gelegt und wieder ein wenig mehr Lebensfreudigkeit gewonnen hatte, blieb sie sanft und bescheiden. Nach einigen Jahren reichte Lina ihre Hand einem tüchtigen Kaufmann, der, ohne sein eigenes Ladengeschäft aufzugeben, das neben Linas Geschäftslocal sich befand, die Handlung im Großen betreiben wollte. Da wurde Laura, die von ihrer Schwester nie als eine bloße Gehülfin betrachtet worden war, in aller Form als Theilhaberin des verbundenen Geschäftes aufgenommen. Sie vermählte sich nie wieder, sondern stand, während Lina sich allmählich mehr der Haushaltung widmen wußte, mit musterhaftem Geschick und bestem Erfolge dem glänzenden Geschäfte vor.

Sprüche von Friedrich Güll.

„Sag', was ist Poesie?“ „„Ein schöner Erdentraum:
Auf ödem Haideland ein Frühlingsblüthenbaum,
Den Wipfel hoch umschwebt von froher Vögel Chor,
Und tief den Stamm umwebt von buntem Blumenflor.““

Demüthig neigt sich tief die Aehre voll und schwer;
Hochmüthig neben ihr spreizt sich, die leicht und leer.

Auswendig in der Schul' lernst du den Spruch verständig,
Zuwendig macht ihn erst Erfahrung dir lebendig.
Auswendig hab' ich leicht gelernt in jungen Jahren,
Zuwendig, da ich alt, die Wahrheit schwer erfahren.

Es spricht der hohle Halm zur vollen Aehre so:
„Gedroschen bist du leer wie ich, du Spreu, ich Stroh.“

Frühlingsfest.

Von

Julius Lohmeyer.



in Verderuf von Land zu Land ertönt,
Ein Gnadenstrom ist durch die Welt ergossen;
Die Erde und der Himmel lacht verschönt,
Das Paradies ist wiederum erschlossen.

Nun hebt die große Wallfahrt an zu wallen
Auf allen Straßen und auf allen Pfaden:
Geöffnet stehen weit des Waldes Hallen,
Und Alle sind zum Freudenfest geladen.

Laßt Gottes Odem wieder um euch wehen
Und seinen Lenzstrahl euch das Herz durchglühn!
Denn ihr auch sollt in freud'ger Kraft erstehen,
Und wie der Wald in neuem Glanz erblühn!

Ja laßt uns keine Stunde Glück verschwenden!
O kommt! So schön war nie die Welt wie heut!
Empfangt mit dankesfrohem Herz und Händen,
Was uns des Himmels neue Gnade heut.

Die würz'gen Lüfte tragen sonnentrunken
In jede Kluft die holde Lebenskunde;
In Blüthen ist der Friedhof selbst versunken,
Und wo ihr steht, steht ihr auf heil'gem Grunde.

Nun jubelt's jeder Baum mit tausend Zungen,
Die Lerche jubelt es am Himmelszelt,
Die Nachtigall in Waldesdämmerungen:
Ein Gott der Liebe schuf die schöne Welt!

Schloß Heimbürg.

Bilder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von J. Ludwig.

Mit Original-Zeichnungen von W. Friedrich und einer
Schluß-Bignette von L. Richter.



ald darauf, als Hans wieder in
die Ebene bog, erblickte er ein
Dorf, das scheinbar vom Kriege
unversehrt, mit blankem Kirch-
thurm und rothen Ziegeldächern gar
freundlich inmitten eines über und über
blühenden Obstbaumwäldchens lag. Freu-
dig überrascht schritt er demselben näher,
als ihm zuerst die tiefe Stille auffiel, die vor und in
dem freundlichen Orte herrschte. Da war nichts zu
hören als das Gesumm der Bienen in den Blüthen,
nichts zu sehn, was auf die Thätigkeit von Menschen
oder Thieren hätte schließen lassen. Das Mühlrad
stand in grünem Wasserchlamm und vor den Fenstern
hingen Spinnweben wie Gardinen. Die Thüren der
Häuser standen gastlich weitgeöffnet nach der Straße,
aber niemand zeigte sich auf den von Gras und Moder

(Schluß.)

überwachsenen Schwellen, um ihn zu begrüßen, und
da er sie nach langem Zögern überschritt, so kam
es ihn fast wie ein Fürchten an, wenn er die eigen-
nen Schritte unheimlich in der leeren Hausflur
wiederhallen hörte. In den Stuben war noch aller
Hausrath, in den Kammern lag Stroh verstreut.
Das Dorf war ausgestorben an der Pest, die Ueber-
lebenden hatten sich geflüchtet und alles Werthvolle
mit sich genommen. Kein Hund, keine Katze war
mehr in dem ganzen Orte, nur vor der letzten Hütte
saß ein altes Weib, so starr und regungslos im
Sonnenschein, daß er sie für ein Steinbild hätte
halten können, wenn sie nicht plötzlich ihren Arm
erhoben und die geballte Faust nach ihm geschüttelt
hätte. Er ging rasch vorüber, doch noch lange hörte
er die grauenhaften Verwünschungen, die sie ihm
nachrief. Was mußte dieses arme alte Mütterchen

von dem wilden Kriegsvolk erfahren haben, ehe es, halb wahnsinnig geworden, unter jedem bunten Söldnerkleide einen Teufel sah!

Unter solcherlei Erlebnissen, die nur mit wenigen heitern Bildern wechselten, und nach manchem Kreuz und Quer auf seiner Irrfahrt war Hans von Heimburg endlich in's Thüringer Land gekommen. Sein erstes Reiseziel war jene Stadt, auf deren Friedhof seine gute Mutter schlummerte. Wehmüthig schritt er durch die einst so wohlbekanntem Straßen; die Häuser sahen rauchgeschwärzt und traurig aus, die stolzen Giebelreihen zeigten viele Lücken und von den hübschen Eckthürmchen am Rathhaus fehlten manche. Es kam ihm alles fremd und seltsam vor, auch die Menschen dünkten ihn verwandelt. Im Gasthose zum schwarzen Adler verweigerte man ihm die Herberge; es waren neue Wirthsleute darin und die Soldaten nicht

mehr die gerne-
sehenen Gäste von
ehedem. Er ging
zu dem entlegnen
Hause des Magi-
sters; wo dessen
friedliches Stu-
dirstüblein gewe-
sen war, da wur-
de jetzt gehandelt
und gefeilscht: es
war ein Kram-
laden daraus ge-
worden, und hin-
ten in der stillen
Gartenlaube, wo
er andächtig zu
den Füßen seines Mütterleins gefessen hatte, hielt
jetzt der Krämer seinen Mittagschlaf und schnarchte
laut. Da eilte Hans davon, so schnell ihn seine
Füße tragen wollten, und lief trotz Müdigkeit und
Sonnengluth über die unbestellten schattenlosen Fel-
der, bis er vor einem weit entfernten Dorfe auf
einem Haufen frischgemähten Heus zusammenbrach.
Da niemand kam und ihm die Ruhestatt mißgönnte,
verbrachte er hier auch die Nacht, um sich für seinen
letzten Reisetag zu stärken. Aber war es wirklich
auch sein letzter? und würde er nicht morgen schon
als hab- und heimathloser Fremdling von den
Trümmern seiner Heimburg weiter wandern müssen?
Nach allem, was er unterwegs vernommen hatte,
war gerade jene Gegend der Schauplatz der gräß-
lichsten Verwüstungen gewesen. Er wußte, — ihn
würde niemand und er würde niemanden kennen von



allen, die etwa noch leben mochten — wie konnte er verlangen, daß man ihn ohne weiteres auf Treu und Glauben als den zurückgekehrten letzten Heimburg nehmen würde? Es waren schwere traurige Gedanken, die in der Nacht durch seine Seele zogen, und dennoch trieb es ihn mit stiller unabweislicher Gewalt der Heimath zu. Er wollte nur die Berge wiedersehen, die Wälder und die saftig-grünen Gründe mit ihren wilden springenden Gewässern — was weiter werden sollte, dachte er noch nicht.

Im ersten Morgengrauen des nächsten Tages — er hatte in der Nacht nur wenig schlafen können — brach er auf und wanderte, ein armer fahrender Soldat, denselben Weg zurück, den er vor Jahren als seines Herrenkind auf schmuckem Köhlein unter dem Schutze einer treuen Knechtschaar dahingeritten war. Und dennoch, so wehmüthig ihn der Gedanke

zusammen mit den
Bildern der Zer-
störung stimmte,
die rechts und
links von seinem
Wege lagen, so
kam es immer
wieder wie innerer
Verdrehjubil, wie
ein Strom von
Freude über ihn
bei jedem Höhen-
zuge und jeder
Bergspitze, die er
an ihrer Form
sogleich als alte
Freunde seiner
Kinderzeit er-

kannte; ja! jeden Meilenzeiger und Wegweiser hätte er umarmen mögen, und wo er einen Ort geschrie-
ben fand, an dessen Namen er sich noch erinnerte,
da blieb er stehen und wischte sich die Augen. Er
fühlte es, er war ein Landeskind, hier hatte er ein
Recht zu leben und zu gehn, und höher, stolzer klopfte
ihm das Herz, je näher er dem eigentlichen Bergland
kam, in dem sein angestammtes Gut und Erbe lag.
Sein Gut und Erbe! Er sah, so weit er sehen konnte,
ringsum zerstörte Schlösser auf den Höhen, ver-
brannte, ausgeraubte Wohnungen im Thale, er
schritt durch menschenleere schweigende Gehöfte, und
dennoch war es ihm, als ob aus jedem Finkenschlage
ein „Willkommen!“ tönte, als ob ihm die blauen
Berge schon von ferne zunickten und die Bäume ihm
mit ihrem Rauschen einen Gruß der lieben Heimath
brächten. So nickte und so grüßte er denn wieder

und pfiß und sang, als ob er selbst ein Vogel wäre, der sein Nest an jedem Zweig anhängen und seine Nahrung auf jedem Stücklein Landes finden könnte.

Aber als er um die Mittagszeit an einem jener Wasser niederfaß, in denen er als kleiner Knabe mit Veit die schönen rothgetüpfelten Forellen und die flinken Ellritzen unter den Steinen fing, da wäre er doch fast vor Schreck zurückgefahren über den verwilderten Gesellen, den ihm sein Spiegelbild entgegen hielt. Bart- und Haupthaar waren während seiner Reise lang gewachsen und hingen wirt gelockt um Brust und Schultern, das Antlitz war schier braun von Luft und Sonne, nur die Augen waren immerhin dieselben und sie blickten schon im nächsten Augenblicke wieder lustig auf, als er hungrig in sein letztes Stück Schwarzbrot biß und sich beinahe die festen Zähne daran ausgebissen hätte. Nachdem er sich gestärkt, wusch er sich Gesicht und Hände, strahlte sich die Haare mit dem natürlichen Fünffingerkamm und fragte seinen Spiegel halb wehmüthig, halb lachend, ob er so besser jenem neuen Burgherrn aus dem edlen alten Geschlechte gleiche, der heute seinen Wiedereinzug in die Burg der Väter halte. Dann hing er sich das schwere Wehrgehänge über und rückte den Pistolengurt zurecht; die Waffen machten seinen letzten Reichthum aus. Mochte der Mantel auch zersezt im Winde flattern, das Lederkoller keine Farbe zeigen und zersehlt sein gleich den hohen Stiefeln, um deren Schäfte einst werthvolles Treßwerk gegessen hatte — was kümmerte es ihn in diesem Augenblicke? Die Sohlen trugen noch, er hatte seine Jugend, seine Stärke, und rüstig schritt er aus, dem langen Bergrücken hinunter folgend bis unten, wo die alte Fuhrmannsstraße, ein nur wenig mehr befahrener Weg, den Wald in leichten Krümmungen durchschnitt. Mit ihm ging jenes feierliche Rauschen in den Bäumen und jener Harzgeruch, der kräftig und zugleich in Träume wiegend die alten heimatlichen Erinnerungen in ihm wachrief.

Die Straße war dieselbe, auf welcher seine edlen Ahnen ihren jeweiligen Bedarf an Geld und Waaren bei den Krämern holten, die zur Messe reisten, sie führte zu dem abgelegnen Thal der Heimburg, und schon erblickte Hans die beiden Berge, die den Eingang in das Thal gleichsam bewachten. Da kam es doch gar seltsam über ihn; statt seine Schritte zu beschleunigen, vermochte er vor wildem Herzklopfen schier nicht zu gehen, und als er um den vorgestreckten Fuß des letzten Berges schritt, bedeckte er mit einer unwillkürlichen Bewegung seine Augen. Lag doch der Hohlweg, der jetzt kommen mußte, so deutlich vor den Augen seines Geistes, als wenn

er gestern erst hindurchgeritten wäre; er sah die tiefen Fahrgeleise auf dem Wege, in denen wochenlang das Wasser stand, die steile Wand, von der die Brombeerbüsche oben übernickten, und alles, wie er es an jenem Reismorgen hier verlassen hatte.

Hans stand und trocknete den Schweiß von seiner Stirne, dann that er seine Augen herzhaft auf — was aber war das? war er denn verzaubert? oder war es die vertraute Gegend? Er sah und sah, und konnte nichts erblicken: keinen Weg mit tiefen Fahrgeleisen, keine steile Wand mit Brombeerbüschen — das grüne Seitenthal war wie verschwunden. Dafür lag eine Wildniß sonder Gleichen, ein umgestürzter Wald vor seinen Augen — ein todter Wald — ein Schlachtfeld voll gefällter Bäume — Riesenleichen, wie er keine noch gesehen hatte! Hier wie gemähte Halme durcheinander liegend, dort mit ihrem Wurzelwerk gen Himmel ragend, indeß die Kronen sich mit Nesten und Zweigen in einander filzten und verwirrten, verdeckten sie nicht nur den Weg vollständig, sondern veränderten den Zug der ganzen Gegend, daß Hans schon meinte sich verirrt zu haben. Bald merkte er jedoch, was hier geschehen war: ein Windbruch hatte die Bäume des Fichtenhochwaldes, die in dem magern Boden mit ihren hohen Stämmen locker wurzelten, an einem bösen Sturmtage zusammengebrochen; und zwar mußte dies vor vielen Jahren schon geschehen sein, das sah man deutlich an der schwarzen Farbe der Masse, aus welcher einzelne gebleichte Strünke wie riesiges verblichenes Gebein unheimlich ragten. Und keine Hand war dagewesen, den Weg zu seiner Väter Hause wieder frei zu machen? Keine? so fragte er voll äußerster Bestürzung — wie? oder hatte es kein Fuß mehr nöthig jenen Weg zu gehen? War die Heimburg gar nicht mehr vorhanden? Er hatte es sich hundertmal gesagt und nun, da die Gewißheit vor ihm lag, ging es wie ein Riß durch seine Seele. Er merkte jetzt erst, wie die Hoffnung, sein Eigenthum zu finden und es zu besitzen, mit ihm gegangen war in all den Tagen, wie sie ihn belebt, getröstet und in der höchsten Widerwärtigkeit erhalten hatte; sein Leben dünkte ihn mit einmal ohne Werth, es kam ihm zwecklos vor und ohne Ziel. Warum hatte er nicht sterben können, wie Veit Vogel, oder besser, wie sein edler Vater, in Schlacht und Sieg? als einer derer, die sie in ihren alten Landsknechtliedern priesen:

„Kein schöner Tod ist in der Welt,
Als wer vor'm Feind erschlagen
Auf rother Heid' im grünen Feld,
Darf nicht hören groß Wehklagen.“

Das Lied tönte ihm vor den Ohren und im Herzen und damit war sein alter Muth zurückgekehrt; das Leben war jetzt schwerer als der Tod, so wollte er das schwerere ertragen wie ein Mann. Er wollte nur die Trümmer wiedersehen, wo sein Kinderglück geleuchtet hatte, vielleicht das Grab des alten Georg finden; doch wie dahin gelangen ohne Weg und Steg?

Es fiel ihm der verborgne Waldpfad ein, auf welchem Beil ihn einst über die Berge quer herüber führte. Ob er ihn wiederfand? Er kletterte die steile, jetzt ganz ungeschützte, von Frühlingswassern wild zerwaschene Bergwand in die Höhe, wobei er mehrmals wieder weit zurückglitt, und fand nach manchem Hin- und Wiedersuchen zwar nicht den alten, aber einen neuen Weg, der ihn erst eine Weile durch Dornen und Gestrüppe auf dem Bergkamm hin, dann in Zickzacklinien jenseits desselben wieder niederführte. Immer der Richtung folgend, in welcher seiner Meinung nach die Heimburg lag, gelangte er in einen dichten Wald, — den er nicht kannte — er mußte in diesen sieben Jahren erst zu solcher Mächtigkeit empor gewachsen sein — und aus welchem er, wie durch einen hochgewölbten dunklen Thorweg plötzlich in das freie Sonnenland hinaustrat. Es währte lange, ehe seine durch den jähen Uebergang geblendeten Augen den Ort erkennen konnten, wo er war: einen waldumschlossenen stillen Winkel, im Hintergrund ein längst verfallnes Mühlwerk, inmitten aber — Gott im Himmel! war es möglich? stand da nicht die Heimburg, seine Heimburg? und stand sie nicht so schmuck mit Wall und Thor, mit Thurm und Thürmchen da, als ob Feenhande sie behütet hätten, wie das Schloß der schlafenden Prinzessin hinter dem Schutze seiner Dornenhecke? Ja! Dorn und Disteln wuchsen wild umher und es war still; doch mehr ein feierliches Schweigen, als ein ängstliches, war es, und Gottes Sonne stand so klar am Himmel und funkelte so freundlich auf den Dächern, daß er wohl merkte, hier war keine Zauberei und keine Täuschung, das war die schönste, kaum erhoffte Wirklichkeit!

Dennoch, je rascher seine Pulse flogen und je ungeduldiger sein Herz ihn voran trieb, desto zöger wurden seine Schritte, als er sich dem stillen Hause näherte. Wohl bemerkte er jetzt auch die Veränderungen und Zerstörungen, die in der langen Zeit mit demselben vorgegangen waren. Die Mauern waren halbverfallen, voller Lücken, aus denen lustig grünes Buschwerk nickte; der Mühlbach, der den Wallgraben speist, war zum Theil versiecht, zum

Theil bildete er ein flaches, stehendes Gewässer, durch welches man auf hie und da gelegten Steinen trocknen Fußes in die Burg gelangte. Die Zugbrücke war wohl schon längst zerfallen, auch längst nicht mehr nöthig — stand doch der Thorweg angelweit geöffnet! Die schweren Flügel, aus dem rostigen Eisenwerk gefallen, lagen an der Erde und Hans mußte über sie hinübersteigen, als er baarhaupt, das Herz voll unaussprechlicher Gefühle, in den Hof eintrat.

Hier innen schien ihm alles unverändert, als ob die Zeit hier stillgestanden hätte und die Sonnenuhr am Mauervorsprung dieselbe Stunde jenes selben Tages bezeichnen müsse, an dem er sie zum letzten Mal betrachtete. Das Erkerfenster da, aus dem sein Mütterlein herunterblickte, der Steinkopf am Gesimse, nach dem er jenes Mal geschossen hatte, das alles war genau wie ehemals — die Brunnenlinde dort, die Brunnenbank, auf der der alte Georg



seine Pfeile schnitzte — und siehe! saß er denn nicht noch immer dort und — aber war es wirklich auch der alte Georg, der auf der Brunnenbank im Schatten saß und in einem großen Bibelbuch zu lesen schien? Hans wagte nicht zu rufen, aus Sorge, die Erscheinung, die er für eine Täuschung seiner Sinne hielt, möchte dann verschwinden, und so währte es schier mehrere Minuten, ehe der Alte, einmal aus seinem Buche in die Höhe blickend den Ankömmling im Burghof stehen sah. Auch er erhob sich jetzt, und prüfend nach dem jungen Manne hinüberstehend, trat er demselben langsam und zögernd näher.

Plötzlich, mit dem Ausdruck einer seligen Verklärung in dem gefurchten und verwitterten Gesichte, streckte der greise Schloßwart — denn er war es wirklich — seine beiden Arme nach dem Junker: „Gott segne euch!“ rief er mit lauter Stimme — „Gott segne euren Eingang, mein lieber junger Herr! ich wußte ja, daß ihr noch kommen würdet — ihr seid's — o meine alten Augen trügen nicht!“ —

Hans nickte stumm, und tief ergriffen drückte er die Hand des Alten, der redselig fortfuhr: „Ihr habt den alten Georg lange warten lassen, doch nun seid ihr da, nun seid ihr endlich da!“ — Er küßte überglucklich seine Hände und streichelte an seinen Armen auf und nieder, wie man mit einem Kinde zärtlich thut, ja, er zog, ehe Hans es wehren konnte, selbst den zerrissnen Mantelsaum an seine Lippen.

Der arme Junker wußte freilich nicht, wie schön und stattlich er da in der Sonne stand, die seine Haare, seine Waffenrüstung und das verblichne Treßwerk auf seinen Kleidern mit ihrem besten Glanz vergoldete. Trotz des zerrissnen Mantels wie des abgegriffnen Schlapphuts mit geknickten Federn, den er unbeachtet in den Händen trug, glich er so, gerade so dem Bilde seines Vaters, des Reiterobersten, das droben in dem Ahnenjaale hing. Das erschien nicht einmal ganz so prächtig.

Mit der Kraft des Alten war es bald zu Ende. Er setzte sich mit einmal wieder nieder; er redete nicht mehr und sah nur immer seinen jungen Herrn glücklich an, der sich zu ihm auf die Brunnbank gesetzt, und nickte mit dem Kopfe bei allem, was ihm Junker Hans erzählte. Er hatte ihn, wie damals auch Veit Vogel, sofort an der Ähnlichkeit mit seinem Vater erkannt; für diese beiden treuen Seelen bedurfte es nicht weiterer Dokumente, als die in seinen Augen und in seinem offenen Gesicht geschrieben standen. Auch nahm es jene Zeit in solchen Dingen überhaupt nicht streng, und daß man ihm sein Erbe weder bestreiten noch beneiden würde, das sah Hans bei dem ersten Blicke auf die leeren Ställe und die weit offnen Borrathsräume nur zu deutlich.

Der alte Schloßwart schüttelte den Kopf bei diesem Anblicke, und erst auf seines Herrn wiederholte Fragen — denn er war stumpf geworden in seiner Debe und Verlassenheit — erzählte er ihm nach und nach, daß er seit vielen, vielen Jahren — das Zeitmaß war dem Einsamen entschwunden — allein hier hause. Die Knechte waren, einer nach dem anderen, ihm entlaufen, die einen in den Krieg, die andern zu den bedrohten Thronen, also daß er kein Vieh mehr halten, keinen Acker mehr bestellen konnte. So sei

es immer stiller, einsamer um ihn geworden, nur einmal — erzählte er im Laufe des Gesprächs — sei eine wilde Rotte dagewesen, voran ein wüster Rottenführer, in welchem er den bösen Buben Veit Vogel erkannt habe; die habe aber, da sie nichts zu beißen vorgefunden, bald wieder kehrt gemacht. Hans hörte voll Erstaunen diese Kunde und hätte gerne mehr gefragt, wenn er den Alten hätte unterbrechen mögen. — Darnach, so erzählte der Alte, sei der große Sturm gewesen, von dem man meinte, daß er den Weltuntergang bedeutete, da sei der Eingang in das Thal verschüttet worden, und er habe kein Kriegsvolk mehr gesehen seit der Zeit; sei auch kein Andrer mehr zu ihm gekommen, als hie und da ein Weiblein aus dem Dorfe, so ihm einen Käse oder einen Laib Brod gebracht aus alter Freundschaft. „Ist auch der Friedhof drüben voller denn das Dörflein“ — schloß der Alte — „und ward viel junges Blut darein begraben, dieweilen ich hier Tag für Tag und Jahr um Jahr auf meinen jungen Herrn gewartet und gehoffet. Und sehet“ — sagte er, indem er auf eine Stelle in der aufgeschlagenen Bibel wies — „so eben ward mir die Verheißung, da ihr kamet: der Herr hilft denen, so geduldig harren, und sendet ihnen seine Hülfe zur rechten Zeit.“

Hans erfaßte gerührt die zitternden Hände des steinalten Mannes, sie voll Liebe und Dankgefühl drückend, und eine Thräne, köstlicher für diesen als alle Edelsteine in der Welt, belohnte ihn für eine Treue, die selbst den Wunsch nach seiner letzten Ruhe ferngehalten hatte.

Erst nach einer längeren Pause fragte Hans, wann es wohl gewesen sein möge, daß Veit Vogel hierher gekommen?

Der gute Alte wußte aber weder Jahr noch Tag. — Hans forschte weiter, was Veit hier getrieben? — Er sei in Wald und Feld herumgestrichen und, von dem Ausfluge zurückgekehrt, mit seiner Bande wieder aufgebrochen; er habe ihn, Georg, in seiner alten Weise noch gehänselt und ihm von einem Schatze vorgefabelt, der droben in der alten Burg vergraben liegen solle.

Da erkannte Hans, daß es nur die Sehnsucht nach der alten Heimath war, die den armen verirrtten Vogel wieder hergetrieben, und er erinnerte sich seiner letzten Worte: „Vergeßt nicht, nach dem Vogelneß zu sehen.“

Hastig sprang er auf, es ließ ihm keine Ruhe, bis er den Wunsch des Sterbenden erfüllt.

„Wesst eure Ziege, alter, treuer Georg! Sie streckt schon lange ihren Kopf aus dem Burggärtlein

herüber, neugierig, was ihr heute so lange säumt. Ich habe auch die Hennen schreien hören, ihr werdet sicher ein paar Eier finden, und schaut! dort kommt auch euer Weiblein aus dem Dorfe, wie gerufen! Wir werden einen guten Abendbiss haben. Während ihr hier für uns das Mahl zürüstet, will ich mich droben einmal nach dem Schatze in der alten Burg umsehn. Wir könnten ihn schon brauchen, guter Georg.“ Der Alte nickte ihm mit Lächeln zu — seinem Junker stand es zu, mit ihm zu spaßen.

Bald stieg dieser, Hunger und Müdigkeit vergehend, denselben Pfad hinan, den er an jenem schönen Sommerabende zum letzten Male mit seinem Freunde Beit gestiegen war. Er blickte oft nach der verlassen Burg zurück und sein Herz und seine Schritte wurden schwerer, je deutlicher sich von hier oben das Aeußere derselben übersehen ließ.

Die Sonne hatte nicht allein die alten Zinnen auf dem Schlosse und das alte Treppenwerk auf seiner Kleidung, sie hatte auch viel Andres übergoldet, was sich bei näherer Besichtigung als eitel Armuth und Zerfall erwies. Um das Gebäude wie die umliegenden Ländereien nur einigermaßen wieder in Stand zu setzen, dazu gehörte Geld, viel Geld, das Hans nicht hatte und nicht haben konnte. So war es ein sehr zweifelhaftes Erbe, das der junge, heimgekehrte Mann antrat, ein Erbe, das ihn kaum vor dem Verhungern schützte, wenn er es nicht wie einst die alten Ritter auf eben dieser alten Burg zu machen gedachte. „Reiten und Rauben ist keine Schand', thun's doch die Besten im ganzen Land“ — summt er mit einem halben Lächeln vor sich hin, denn er mußte an Beit Vogel denken, der dieses Spottlied auf seine „edlen Ahnen“ oft gesungen hatte. Wie fehlte ihm sein allezeit lustiger Rath! Sicher würde er auch jetzt ein Mittel gegen seine neuen Sorgen gewußt haben. Vielleicht, daß ihn da droben in seinem heimlichen Versteck und Trußstäublein ein Hauch des regen und erfinderischen Geistes überkam, der in dem dunklen Krauskopf des einst so übermüthigen Gefellen seine Wohnung hatte!

Sein Gedächtniß hatte jedes Wort bewahrt, das Beit an jenem Abend zu ihm sprach, und so besann er sich genau auf die Zeichen, nach denen er sich zu richten hatte, um in das Innere des alten Thurmes zu gelangen. Mit leichter Mühe fand er die verkrümmte Fichte wieder, in die der Blitz geschlagen; sie stand noch, weder Krieg noch Stürme noch die Hand der Zeit hatten an die von Gott gezeichnete getastet, während die schlanke, kräftige Gestalt des jungen Burschen schon längst gebrochen in der Erde ruhte. Hans schritt zehn Schritte rechts,

genau zehn Schritte, wie Vogel ihm damals geheißt hatte, dann brach er gradeaus durch eine Dornenwildniß, die in den Jahren manneshoch gewachsen war, bei welcher Arbeit ihm sein Schwert die besten Dienste leistete. Plötzlich stieß er an die Platte, die den Eingang in den Thurm verdeckte. Sie fortzustellen, machte ihm jetzt wenig Mühe, auch war er schlank genug, um die Oeffnung trotz seiner Größe leichtlich zu durchkriechen. Drinnen starrte ihm dasselbe Chaos von Schutt- und Trümmerwerk, von Busch und Baum entgegen, das ihn jenes Mal empfangen hatte; es flog und flatterte um ihn und es schien dieselbe aufgeschreckte Vogelbrut zu sein, die damals schreiend in die Höhe fuhr, als Beit mit seinem kleinen Junker hier hereinkam. Er suchte nach der Treppe und fand sie, um wenigstens versallner, noch an ihrer Stelle; nur hatte sich der Schuttberg, an dem sie lehnte, durch niedergefallenes Gebröckel so verbreitert, daß es keiner Brücke mehr für ihn bedurfte, um in die tiefe Thurmnische zu steigen, die Beits Vogelnest und heimlicher Lug-in's-Land gewesen war.

Und nun saß er wieder auf der Steinbank, wo er als sorgloses Kind gefessen hatte, als ein tief-erster Mann trotz seiner Jugend, und dachte jener Zeiten, die sich so schnell und so durchaus verwandelt hatten; er gedachte auch der letzten Worte Vogels und was er ihm von seiner Heimkehr und von dem Wiederaufbau seiner Burg geredet hatte. „O Vogel! Vogel!“ seufzte er betrübt, und mußte doch dann wieder heimlich lächeln. Ja, wenn die Rüsse, die er hier für seinen kleinen Junker aufbewahrte, sich in eitel Kronen und Dublonen verwandelt hätten! „Laß sehen, was etwa noch drinnen steckt!“ Damit nahm er den lockern Stein aus dem Gemäuer und steckte seine Hand dafür hinein. — — Es währte lange, ehe er sie wieder vorzog, und wenn jemand das Gesicht des armen Junkers während dieser Zeit gesehen hätte, so würde er erstlich einen großen Schrecken, sodann Erstaunen, Zweifel und zuletzt helllichte Freude in seinem wechselnden Mienspiel gelesen haben.

Als Hans die Hand so zaghaft wieder aus dem Spalt hervorzog, hielt sie einen großen Lederbeutel zwischen ihren Fingern, daneben einen Streifen Pergamentes. Er schüttete den Beutel auf den Fenstersims — hei! wie das schimmerte und bligte! Gold und Silber! es waren wirklich Kronenthaler und Dublonen, echt klingend und vom schönsten gültigen Gepräge! Ein zweiter Beutel barg denselben Inhalt — dann kam noch ein dritter und ein vierter — das war genug, um die Heimburg wieder

in ihrem alten Glanze herzustellen, die Ställe mit dem nöthigen Viehstand zu versorgen und Acker, Felder und Wiesen wieder in den alten Stand zu setzen! Hans jubelte; er hatte einen großen Schatz gefunden. Aber gehörte dieser große Schatz auch ihm? und wie und wann war er hierhergekommen?

Jetzt erst betrachtete er sich das Pergament; es war mit großer ungeübter Schrift beschrieben, die wohl vergilbt, doch noch deutlich zu erkennen war. Schon bei den ersten Worten, die er las, fühlte er es feucht in seine Augen steigen; er mußte wiederholt im Lesen einhalten, und als er endlich doch damit zum Schlusse kam, da war sein ganzes Angesicht von Thränen überströmt. Er neigte sich vorn über auf das Blatt und küßte es und weinte lange glücklich vor sich hin. Auf dem Blatte aber, das noch heute im Archiv der Burg verwahrt wird, stand ein seltsam ungesüger Brief, des Inhalts:

„So mein lieber Junker Hans von Heimburg in das Erbe seiner Väter kehrt, und so er dieses findet nach dem Rathschluß Gottes, sei ihm Gruß entboten von Veit Vogel, dem ungetreuen Knecht, als welcher doch getreu verblieb in seinem Herzen. Ist nach der Schlacht von Wittstock, allwo wir einen guten Sieg gethan und große Beute machten, unter des Schwedenseldherrn Banner hier durch Thüringen gezogen und hat allda und aller Orten nach seinem lieben jungen Herrn geforschet und gesucht. Hat ihn aber nirgend wo gefunden, seinen kleinen Junker, noch daß ihm einer hätte sagen können, was aus ihm geworden, weder in der Stadt, als die wir übel zugerichtet angetroffen, noch auf der Heimburg, so sich mit Gottes Hülfe beinahe wohl erhalten. Und ist der Griesgram Georg schier zum Tod erschrocken, da er der Schweden Rottenmeister zu Gesicht bekam und merkte, daß es sein alter Vogel war. Steht noch auf seinem Posten, der getreue, und trinkt jekund mit meinen Leuten, dieweil ich hier in meinem Nestlein sitze und solches schreibe auf das Blättlein Pergamentes, so ich aus einem alten Klosterbuch gerissen. Und nun, so bitt' ich euch, lieber Junker! wollet das Geld, so ich mit allen Ehren aus hohem fürnehmem Lösegeld gewonnen, und auch etliches als herrenlosen Schatz gefunden habe, ansehen als das eurige und es verwenden zu Nutz und Frommen unsrer lieben Burg, als deren ich gedenke Nacht und Tag, gleich wie ich meinen lieben jungen Herrn für jetzt und allezeit im Herzen trage. Möge ich damit ein Geringes abgetragen haben von meiner Schuld, so ich gegen ihn begangen;

Deutsche Jugend. XIV.

möge Gott ihn segnen und behüten, auf daß er wachse und gedeihe und in Frieden seine Tage lebe, und sein Geschlecht dereinstens wieder zu den alten Ehren komme. Amen. Also geschrieben im Oktober 1636, so ich lebe oder sterbe, als euer immerdar getreuer Knecht

Veit Vogel.“

Als Hans von Heimburg nach längerer Zeit, das Pergament noch fest in den Händen haltend — die Beutel hatte er einstweilen in ihrem wohlversteckten Ort gelassen — aus der Burgruine in das Freie trat, war eine mächtige Veränderung mit ihm vorgegangen. Er hatte wohl da drinnen einen stillen Gottesdienst gehalten, nun aber leuchtete sein Auge feurig auf in neuer Lebenslust und Lebenskraft, und glücklich blickte er auf seine Heimburg nieder, an der er schon im Geiste besserte und baute. Nicht allein für ihn, auch für die armen Menschen in der Gegend sollte Veits goldner Schatz zu einem Segen, und die Einweihung der hergestellten Burg zu einem Feste werden, zu dem er schon im Geist die Glocken läuten hörte. Doch horch, war das nicht Wirklichkeit, was er vernahm? Hier läutete ein Glöcklein, dort ein anderes; bald kam der Ton aus diesem, bald aus jenem Thale; das eine schien dem andern zuzurufen; jetzt fiel der volle Dreiklang aus dem Dorfe ein und nun schlugen alle die Stimmen, die nahen und die fernern, die tiefen und die hohen ineinander, daß Hans sich nicht erinnerte, ein lieblicher Geläute selbst von den Prager und Münchner Kirchtürmen gehört zu haben. Es war das Abendläuten seiner Heimath, erst nach dem Frieden wieder eingeführt und nun viel feierlicher klingend, als es früher klang — so meinte er und meinten viele Andere.

Er blieb auf seinem Wege stehn und horchte, und es ward ihm immer traumhafter zu Muthe, als durch das Glockenklingen jetzt eine sanfte liebliche Musik ertönte. Durch die Bäume schimmerte es bunt zu ihm herauf; nicht lang, so sah er einen Zug von Menschen sich entgegenkommen — voran schritt eine ländliche Musik: zwei Geiger, ein Schalmeienbläser und einer mit dem Dudelsack. Sie geigten und sie bliesen nach der Weise „Gott Lob! nun ist erschollen“, und es ward ihm klar, daß die guten Leute hier ihr Dank- und Friedensfest begingen, so gut wie draußen in den großen Städten auf dem Weltmarkt Adel und Bürgerschaft den Frieden feierten. Es freute ihn; daran erkannte er Thüringer Art und Weise, die so ferne lacht nach langem Weinen, und fröhlich hätte er die Fröhlichen begrüßen mögen, doch sich zu rechter Zeit an sein wenig hoch-

zeitliches Kleid erinnernd, trat er bescheiden ein wenig an dem Begrände zurück, als der Zug herankam.

Da kamen erst die Ältesten, der Schultheiß und die andern Würdenträger des Dorfes, welches nach der Heimburg frohnte, sowie verschiedner anderer, die in der Nähe lagen, sodann die Bauern, alle ehrbar schreitend; ihnen folgte der Lehrer mit den Kindern, der eben, als sie bis zu ihm gekommen waren, den schweren Stock aufhob wie einen Taktstock. Ein Chor von hellen Kinderstimmen begann das Lied zu singen, das Paul Gerhard nach dem Kriegsschlusse gedichtet hatte; begeistert fielen die Erwachsenen ein und voll und mächtig scholl es durch den Abend:

„Gott Lob! nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen die Schwert' und Spieße und ihr
Mord.

Wohl auf und nimm nun wieder dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland! singe Lieder in vollem frohen Chor!
Erhebe dein Gemüthe zu deinem Gott und sprich:
Herr! deine Gnad' und Güte bleibt dennoch sicherlich.“

Beim Anfang der letzten Strophe küßten die Männer ihre Hüte, die Frauen falteten die Hände, und der Zug, der mittlerweile bis auf den letzten Mann herangekommen war, blieb stehn und theilte sich, so daß auf der einen Seite die Männer und die Knaben, auf der andern die Frauen und die Mädchen zu stehen kamen. Aus diesen hob sich eine lichtgekleidete Gestalt, der Friede, ein junges schönes Mädchen, mit nichts Anderem geschmückt als einem grünem Kranze. Erst schüchtern bei den ländlich aufgeputzten Gefährtinnen in der Ferne stehend, kam sie auf das wiederholte Rufen der Schalmei, die eine einfache süße Hirtenweise blies, zögernd hervor und — näherte sich Hans, der jetzt erst merkte, daß er der Gegenstand der Blicke aller und der Mittelpunkt des Kreises war, der sich in ehrerbietiger Entfernung um ihn gebildet hatte. Indem das junge Mädchen seinen Kranz vom Kopfe nahm und ihn dem heimgekehrten Herrn der Heimburg überreichte, trug der Schulmeister, der ein gewaltiger Poeticus zu sein vermeinte, ein paar wohl auf dem Wege gereimte Worte vor. Der überraschte Burgherr entnahm aus ihnen, daß die Gemeinden wirklich gerade heut ihr Friedensfest gefeiert hatten. Der Zug befand sich eben auf dem Rückweg von dem Festplatz, als das alte Weiblein, von der Heimburg kommend, die frohe Kunde von der Heimkehr ihres längst todtgeglaubten jungen Erben brachte. Da man ebenfalls durch sie erfuhr, auf welchem Wege man ihm begegnen mußte, ward dieser freundliche Empfang zu seiner Begrüßung in's Werk gesetzt. Die Männer schwangen die

Hüte, die Frauen verneigten sich, und unter den muntern Klängen der Musik hielt Hans von Heimburg einen Einzug in sein Schloß, um den ihn mancher große Fürst beneiden konnte. —

Wie fest und schön er seine Burg wieder in den nächsten Jahren aufgebaut, bezeugt ihr Ansehen noch am heutigen Tage; und welches Fest er bei der Einweihung den guten Leuten gab, die ihn so treuherzig empfangen hatten, erzählen viele Blätter aus der alten Chronik, deren Schreiber wohl derselbe Schulmeister war, der jene ländliche Friedensfeier damals geleitet hatte. Auch viel „fürnehme“ Gäste waren eingeladen, und von ihnen heißt es:

„Und zog ein Zug herauf den tiefen Thalweg, solcher war in mehr denn dreißig Jahren hier zu Orten nicht gesehen worden. Voran auf weißen Rossen ritten die Trompeter, so einen feierlichen Marsch anstimmten, sodann erschien der Herold sammt den Bannerträgern mit den Wappen derer von der Heimburg. Darauf die Edelente' aus dem Umkreis, gar herrlich angethan mit reichen Kleidern, die Herren Amtmänner, die Bauernvögte und die berittnen Dienstleute der Herren. Da sie vom Wachtthurm aus ersehen wurden, stieß der Thurmwart dreimal in das Horn und ward die große Fest- und Freudenfahne aufgezogen auf dem Burgfried, jeweilen auch aus den Karthausen, so am Thore stehen, mancher gute Willkommsschuß gethan. War auch der Himmel selben Tag gar günstig und blinkete die Sonne auf den neuen Zinnen und Beschlagen, also daß unser lieber gnädiger Herr es seinen Gästen deuten können als ein gutes omen: „Sehet, so blinkte mir mein Glück entgegen, da ich als armer abgelohnter Soldknecht bis auf den Tod betrübet hier hereinzog!“

Auch von dem alten Georg ist die Rede:

„Hat noch mit eigner Hand die neue Zugbrücke herabgelassen und seinem Herrn den Steigbügel gehalten, ihn auch zum Einzug in die so herrlich wieder auferstandne Burg gesegnet. Ist wenige Tage darauf dann selig heimgegangen, der neunzigjährige, und liegt begraben, wie er es gewollt, zu Füßen der Familiengruft, als ein treuer Wächter auch im Tode.“ —

Und weiter sagt die Chronik:

„Und ist allda (am Schlosse) noch eine schöne Schilderei in Stein zu sehen, ein Thurmfall, so mit ausgepreizten Flügeln über dem neuen Burggebäude schwebet, und soll dieselbige Schilderei erinnern an Veit Vogel, den verlorne Mann und Wiederaufbauer der schönen Burg.“ — —

Vom Begräbnistage des alten Georg aber heißt es weiter:

„Haben auch einen neuen Pfarrherrn, nach dem Herzen Gottes, als welcher einen schönen Leichenspruch gethan und geredet hat von Noth und Jammer in den deutschen Landen — was allda verloren sei, gestorben und verstorben an Glück und Wohlstand, Macht und Ehre, Sitte und Gesetz, und allwie das deutsche Volk darniederliege zertreten, und ein Spott geworden sei den Völkern, und wie es denn doch lebe und leben werde,

nach dem Willen Gottes, so lange solche Treue noch in ihm erfunden werde, wie sich allhier erfand in armen Knechten. Und also war der Schlußstein seiner Rede: So laßt uns ihnen folgen in frommer Zuversicht auf eine bessere Zeit, und glauben an den guten Kern in unserm Volke, so immer wieder vorbricht, gleichwie die Sonne hinter dem Gewitter, auch nach den Gräueln dieses langen Krieges. Und laßt uns aufbauen, was zerstört ist, auf diesem guten Grund — das walte Gott!“ —



Alboin.

Ballade von Julius Sturm.



Einkehrte vom Gepidentkrieg
Audoins edler Sohn,^{*)}
Und stand gekrönt mit Ruhm und Sieg
Vor seines Vaters Thron.

Den Helden feierend rief das Heer:

„Mach', König, deinen Sproß,
Der wohl verdient solch' hohe Ehr,
Zu deinem Tischgenos'.“

Doch Audoin rief voll Verdrus:
„Das ist nicht Brauch im Land.
Ihr wißt, daß ihn erst waffnen muß
Eines fremden Königs Hand.“

Da lächelte Held Alboin
Und ritt mit rüst'gem Zug
Zu Thurisend und trat vor ihn,
Dem er den Sohn erschlug.

Er sprach: „Ich komm' als Gast zu dir,
Möcht' gern gewaffnet sein.“
Drauf der Gepid: „Den Platz nimm hier
Zu meiner Rechten ein.“

Dann saß er düster auf dem Thron,
Beim Mahl geneigt das Haupt,
Und seufzte: „Wo jüngst saß mein Sohn,
Sitzt, der ihn mir geraubt.“

Da fuhren die Gepiden wild
Empor in blinder Wuth,
Und saßten trozig Schwert und Schild
Und riefen: „Blut um Blut!“

Doch zürnend sprach Herr Thurisend:
„Wer nicht das Gastrecht ehrt,
Dem Frevler macht ein rasches End'
Mein blizend Königsschwert.“

Du aber, junger Held, gedenk'
Zu Ehren meines Throns
Und nimm von mir als Gastgeschenk
Die Waffen meines Sohns.“

Da ritt gehüllt in blanken Stahl
Nach seines Vaters Schloß
Der Held und fand beim Königsmahl
Den Platz als Tischgenos'.

^{*)} Sohn des Longobardenkönigs Audoin. — Es herrschte bei den Longobarden der alte strenge Brauch, daß der Königssohn nicht von dem Vater, sondern von einem auswärtigen Herrscher die Waffen empfangen mußte. Wir erinnern unsere Leser an die von Ferdinand Böhler uns erzählten Longobardengeschichten im IX. Bande der „Deutschen Jugend.“

Baumknospen.

Botanisches Sonntagsvergnügen im Frühling.

Von

Sermann Wagner.

Initial von Fedor Flinzer.



Im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen, bin ich zu meinem alten Pflanzenfreunde zum Sonntags-Besuche gegangen. Ich traf ihn richtig im Garten, zwischen den Bäumen und Gesträuchen mit der Lupe in der Hand, in eifriger Betrachtung seiner Lieblingsgeometrie vertieft.

„Was ergötzt dich so lebhaft, — fragte ich ihn — daß du ganz glücklich und verklärt ausschaut, daß deine Augen leuchten wie bei dem Vogel der Minerva? Bist du etwa den reizenden Frühlingselfen auf der Spur, wie sie arbeiten und schaffen? Siehst

du die lieblichen Kinder Titania's bereits mit der Nasenspitze aus ihren Winterbettchen hervorlugen, während doch alle Welt noch über den kühlen Anfang des Mai klagt und jedermann lamentirt, daß noch gar so wenig Grünes zu merken ist?“

„Errathen!“ — meinte er, — es bewegt sich Alles, schiebt und drängt, ringt und wirthschaftet, daß es eine wahre Lust ist dem zuzusehen.“

„Willst du mir nicht auch als ganz besondere Sonntagsfreude gestatten mit durch dein Zauber- und Fernrohrglas zu sehen, damit ich auch etwas von den Herrlichkeiten gewahre, die dich entzücken, wenn auch nur ein klein Wenig?“

„Getheilte Freude — doppelte Freude!“ — sprach er; — wenn dir's Vergnügen gewährt, so schau mit zu. Das stärkere Vergrößerungsglas werden wir dabei nur wenig bedürfen. Die bloßen Augen reichen meistens hierzu schon aus.

Ich habe hier vier Zweiglein, von Obstbäumen

des Gartens entnommen, dicht mit Knospen besetzt, — mit diesen habe ich mich näher unterhalten. Der erste Zweig ist von einem Birnbaume (Abbild. I. 1.), der zweite vom Apfelbaume (Abbild. I. 2.), der dritte vom Pflaumenbaume (Abbild. I. 3.) und der vierte vom Kirschbaume (Abbild. I. 4.). Die Knospen ringsum an ihnen sind höchst wunderbare Dinge. Kinder des vorhergegangenen Sommers und Herbstes, sind sie doch ganz für den Winter gebaut, als hätte so ein Baum mehr denn Menschenverstand, als wüßte er genau, was erforderlich und nothwendig sei, um Frost und Umwetter zu überstehen. Viele von ihnen werden sogar erzeugt mit Beihülfe von Nahrung, die noch ein Jahr früher als Vorrath im Baume aufgespeichert ward. Sie enthalten im Innern den Anfang für die Triebe des kommenden Frühlings und Sommers. Jede Baum-Art hat darin wieder etwas Apartes. Zunächst beachte den Ort, welchen die Knospen am Zweige einnehmen.

„Das könnte — erwiderte ich — einer solchen Knospe doch wohl ziemlich gleich sein, wenn sie nur sonst gesund ist und fest an dem Zweige sitzt, der sie trägt.“

„Mit nichten!“ meinte er; „welche Stellung eine solche Knospe im Leben des Baumes einzunehmen hat, ist bei ihr noch viel mehr als bei den Menschenkindern davon abhängig, wer ihre „Herrn Eltern“ waren oder wenigstens ihre Frau Mutter! Die an demselben Zweige befindlichen sind doch nicht selten verschiedenen Ursprungs und haben oft genug später auch ein verschiedenes Schicksal.“

Sieh, hier am Ende der vier Zweige ist stets eine besonders kräftige Knospe, die Gipfelknospe. Sie bildete den Abschluß des vorjährigen Zweigwachsthums. An den Seiten der Zweige entlang stehen in gestreckten Schraubenlinien die Seitenknospen. Sie bildeten sich in den Winkeln der vorjährigen Blattstiele. Gelegentlich entstehen aber auch bei den Obstbäumen aus dem alten Holze an beliebigen Stellen Nebenknospen (Adventivknospen), welche Jahrestriebe von unbegrenztem Wachstum hervorschieben und für den Obstzüchter unter Umständen als Mittel zur Verjüngung der Bäume besondere

Wichtigkeit haben. Durch sie kann in alten Bäumen wieder neues Leben hervorgebracht werden."

"Da wird mir schon klar, — bemerkte ich, — daß man auch bei einem Birn- oder Apfelbaume von einem Stammbaume reden kann. Ein stets wiederholtes Absinken durch Knospen könnte denselben Baum von Adams Zeiten aus dem Paradiese bis heute erhalten haben!"

"Die Form und der Bau der Knospen, nahm der Alte wieder das Wort, haben bei allen Baum-Arten, so verwandt diese unter einander auch sein mögen, doch ihre besonderen Eigenthümlichkeiten.



Abbildung I. Zweigspitzen mit Knospen,
1. vom Birnbaum, 2. vom Apfelbaum, 3. vom Pflaumenbaum,
4. vom Kirschbaum.

Beim Birnbaum (Abbildung I. 1.) sind alle Knospen spitz kegelförmig (1. a u. b) und ruhen auf breiter Grundfläche. Ihre Schuppen sind dunkelschokoladenbraun, glatt und glänzend wie polirt. Die seitlich stehenden sparren etwas vom Zweige abwärts und deuten dadurch schon die Richtung an, welche die aus ihnen entstehenden Triebe annehmen werden. Beim Apfelbaum (I. 2.) erscheinen sie eiförmig, an ihrer Spitze kurz abgestumpft, und sind auf ihrer Oberseite dicht behaart. Die Seitenknospen schmiegen sich dicht dem Zweige an, selbst mit ihren Spitzen. Beim Pflaumenbaum (I. 3.) sind sie eiförmig, bau-

chig, zugespitzt, und zwar ebenso die als freie Endknospen bei den Lang- und den Kurztrieben (I. 3. b. d. e. f.) vorkommen, wie diejenigen, die eine seitliche Stellung einnehmen. Die Knospen des Kirschbaumes (I. 4.) verhalten sich ähnlich wie jene des Pflaumenbaumes, nur sind sie noch voller und dicker."

"Bei dem Aestchen (I. 4.), hier unterbrach ich ihn, — fällt mir auf, daß ungefähr in Fingerlänge unterhalb der Spitze (I. 4. e.) ringsum schwache, linienförmige Narben verlaufen. Welche Entstehungsweise haben wohl diese?"

"Es ist dieses Stück, — entgegnete er, — dasjenige, welches der Zweig im Laufe des vorigen Sommers als Langtrieb gefertigt hat. Jene Ringnarben deuten die Stellen an, wo sich die Knospschuppen der vorjährigen Gipfelknospe befanden. Unterhalb dieser Stelle ist zweijähriges Holz (I. 4. g.) mit kurzen Seitenzweigen (I. 4. d. e.). Letztere bildeten sich aus Seitenknospen, wie die an ihrem Grunde bemerkbaren Schuppennarben verrathen. Ihre Achsen erlangten beim Wachsthum jedoch nur eine geringe Entwicklung; sie bildeten Kurztriebe. Bei den Aestchen vom Pflaumenbaum und Apfelbaum sehen wir ganz das Aehnliche; auch hier sind am alten Holze Kurztriebe mit Knospen." (I. 3. d. e. f. und 2. d. e.)

"Da fällt mir ein, — bemerkte ich, — es müßten ja doch bei denjenigen Knospen, welche Kinder der Laubblätter des Sommers sind, auch dieselben Stellungsverhältnisse am Zweige stattfinden, welche die Laubblätter einnehmen?"

"Ganz recht, bestätigte er; aber nicht allein dies, dieselbe schraubensförmige Anordnung, welche die Knospen der Langtriebe der Obstbäume einnehmen, wiederholt sich auch bei den Schuppen, aus denen sie bestehen. Die Knospschuppen selbst sind sogenannte Niederblätter, entstanden aus umgeänderten Blattstielen. Bei manchen Knospen, z. B. bei jener des Ahorn, der Koffkastanie, Stachel- und Johannisbeersträucher, läßt sich dies deutlich erkennen. Bei diesen tragen die innersten Schuppen auf ihrer Spitze den winzigen Anfang zur Spreite des Laubblattes. Die trockne, häutige oder selbst harzige Beschaffenheit der Schuppenblätter befähigt dieselben, als schlechte Wärmeleiter den innersten Knospentrieb gegen die Unbilden des Winters zu schützen. Bei manchen hilft ein haariger oder filziger Ueberzug hierzu ebenfalls mit."

"Die verwunschenen Prinzen und Prinzessinnen, welche unter dem Banne des Zauberers Winter in den Knospen den langen Schlaf thun wie Dorn-

röschen, haben gute Lederpanzer oder Pelzwammse an, daß sie weder Schnupfen noch sonst eine Unbill davon tragen.“

Wir waren während dieses Gesprächs ein Stück im Garten weiter gewandelt und zu einer Gruppe Fliederbüsche gelangt, deren Knospen am weitesten von allen vorgerückt waren. Mein Freund schnitt ein Zweiglein von einem der Büsche ab und fuhr fort:

„Um uns über den innern Bau der Knospen zu unterrichten, nehmen wir eine Zweigspitze des Fliederstrauches (Syringa) zu Hülfe. Wir finden hier am Gipfel des Zweiges zwei Endknospen. Beim Oleander würden wir deren vier antreffen, von de-

mit ihren Rändern weit über einander greifen und dadurch den Schutz für die im Innern befindliche Blütentraube und die unterhalb derselben angelegten Laubblätter vermehren.“

Jetzt führte der alte Pflanzenfreund durch die zweite Knospe des Fliederzweiges mit scharfem Messer einen Längsschnitt, der zugleich die Zweigspitze mit spaltete. „Wir sehen, sprach er weiter, die Zweigspitze an ihrem Ende kissenförmig angeschwollen und in das Innere der Knospe stumpf kegelförmig erhoben. Zu Innerst besteht das Zweigende aus Mark (II. 2. m.); um dieses liegt der Holzkörper (h), und um diesen die saftige Rindenschicht (II. 2. r.). Die letztere wird zum Träger und Ernährer der Knospe.“

Die meisten Knospen sind Kinder der vorjährigen Laubblätter. Es sind sehr geschickte und fleißige Arbeiter, diese Blätter, welche es verstehen aus kohlensaurer Luft und Sonnenschein ein Kapital von Stärkemehl und ähnlichen Stoffen zu erübrigen. Anfänglich bedürfen sie dies zwar meistens für das eigne Wachstum und für ihr persönliches Gedeihen; nachher aber erzeugen sie einen solchen Ueberschuß davon, daß ansehnliche Mengen jener Baustoffe durch den Blattstiel den übrigen Theilen des Gewächses, der gesammten großen Arbeiterfamilie, welche den Baum bildet, zu Gute kommen. Die meisten gesunden Blätter schaffen gerade da, wo die Gefäße des Blattstieles in den Zweig zurückgehen, den Anfang zu einem neuen Zweige, indem sie hier eine Knospe anlegen. Nur bei wenigen Gewächsen bleiben diese Knospen ohne schützende Schuppenhülle, bei unsern einheimischen Holzpflanzen fehlt letztere nur dem Brech-Wegdorn.

Zu den meisten Fällen umfassen die Blattstiele mit ihrem Grunde die junge Knospe schützend im Halbkreise, bei einigen Bäumen jedoch bildet der Blattstiel eine Höhlung, in welcher sich, völlig versteckt, die Knospe entwickelt. So ist es der Fall bei der Platane und Robinie, so auch beim Essigbaum (Abbild. III. 7 u. 8.), von welchem letztern wir hier im Garten noch Blattstielüberreste antreffen.“

Während unsrer Unterhaltung wanderten wir im Garten weiter und musterten einen Baum und Strauch nach dem andern.

„Die Narben“, meinte der Mann mit der Lupe, „welche die abgefallenen Blätter neben den Knospen zurücklassen, zeigen uns deutlich die Art und Weise, wie sie ihre Pfleglinge umfaßten. Die Grübchen und Pünktchen in jenen Narben lassen auch die Zahl und Vertheilung der Gefäße erkennen, welche zuvor die

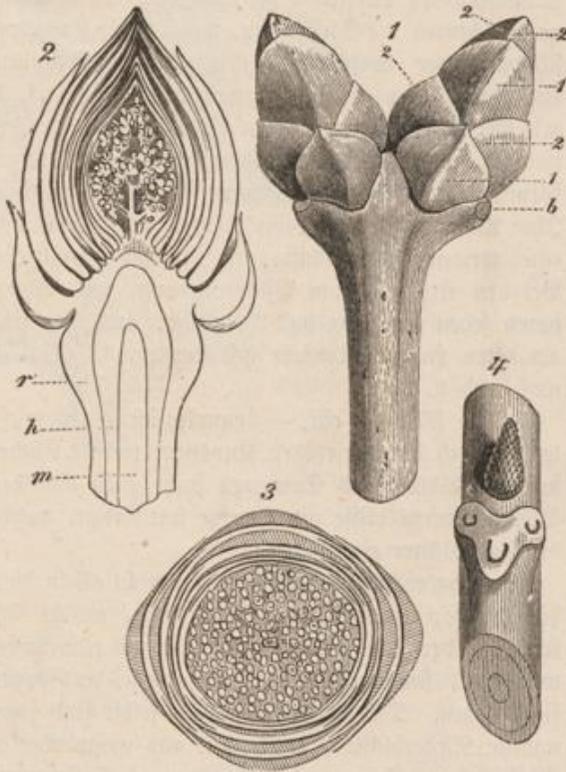


Abbildung II.

1. Zweigspitze des Flieder (Syringa). 2. Längsschnitt durch eine Knospe desselben. 3. Querschnitt einer solchen. 4. Zweigstück des Walnußbaumes.

nen drei zu Blatttrieben werden, während die vierte später den Blütenzweig hervorbringt. Bei Eichen und Kiefern stehen an den Zweigspitzen mehrere Gipfelknospen im Wirtel beisammen und bedingen durch diese Stellung die eigenthümliche Verästelung, so wie die Form der Krone jener Bäume.

Bei den Knospen des Flieder (Abbild. II. 1.) stehen die Schuppen je zwei und zwei abwechselnd sich gegenüber (II. 1. 1,1 u. 2,2.). Ein Querschnitt durch eine jener Knospen (II. 3.) zeigt deutlich diese Gegenstellung, zeigt zugleich auch, wie die Schuppen

Verbindung zwischen Blatt und Zweig unterhielten. So sehen wir bei den Blattnarben der Obstbäume (I. 3. b. 4, a u. b.) je drei solche Gefäßspuren. Bei den Birn- und Apfelbäumen entsteht aus letzteren eine halbmondförmige Zeichnung. Bei dem Walnußbaum (II. 4.) erhält die ganze Blattnarbe fast die Gestalt eines Ephenblattes mit drei Gefäßbündeln, von denen jedes eine hufeisenähnliche Zeichnung darstellt. Die männliche Blütenknospe, welche wir an dem uns vorliegenden Zweige bemerken, und welche dicht über jener Blattnarbe steht, ist ohne ein besonderes Knospenkissen.

Der am Zweige bemerklichen Blattnarbe entspricht natürlich auch genau die Form des Blattstielgrundes. Beim Walnußblatt ist die Grundfläche des Blattstiels (III. 1.) ebenfalls einem kleinen Ephenblatte ähnlich und läßt dieselben Zeichnungen der Gefäßbündel erkennen.“

ins Auge zu fassen, vermag selbst an einem unbedeutenden Zweigendchen oder Blattstielrestchen die Art des Baumes zu erkennen, von welchem dieselben stammen.“

Während der Alte noch an mehreren Knospen Längs- und Querschnitte ausführte, fuhr er fort:

„Im Innern der Knospe ist der Zweigtrieb anfänglich nur als winziges, weiches Spitzchen angelegt. Sobald derselbe beginnt sich zu entwickeln, entstehen unterhalb der Spitze kleine zellige Erhöhungen, warzenförmige Auswüchse, als erste Anfänge zu den Blättern oder Blüten. Bei vielen Gewächsen sind die Laubblätter innerhalb der Knospe schon ziemlich weit entwickelt und zeigen, wenn auch sehr im Kleinen, bereits deutlich die Form der späteren Blätter. Sie sind bei vielen Baumarten zierlich zusammengefaltet oder umeinandergerollt, und zwar hat auch hier wieder jede Familie und Gattung

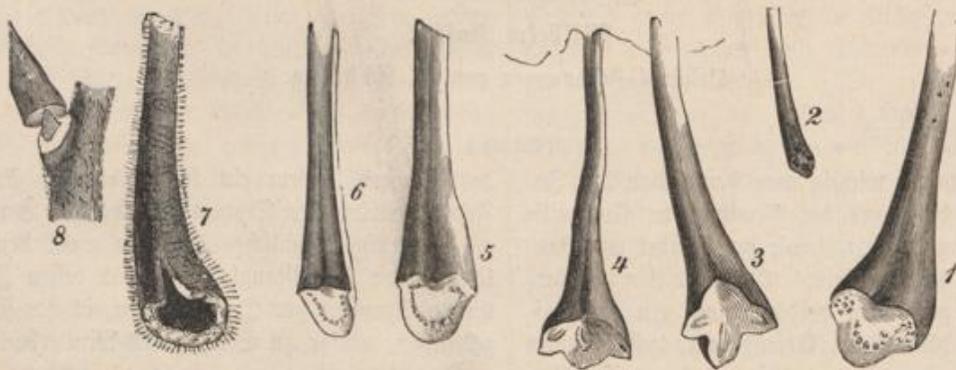


Abbildung III.

Blattstielnarben: 1 des Walnußbaumes, 2 des Ferrückenbaumes, 3 und 4 der Pappel, 5 und 6 der Esche, 7 und 8 des Esfigbaumes.

Wir gelangten jetzt zum hintersten Gartenwinkel. Hier lag noch vom vorigen Herbst her ein Laubhaufen, den der Wind zusammengeweht hatte. Er wird nächstens dem Nachtigallenpärchen als Plätzchen zur Nestanlage dienen.

Aus diesem Haufen suchten wir einige alte Blattstiele heraus, und konnten an diesen unsre Betrachtungen noch weiter ausdehnen. „Dieser Blattstielgrund z. B. (III. 2.), bemerkte mein Freund, ist mit drei deutlichen Grübchen versehen; er stammt vom Ferrückenstrauch. Jene beiden (III. 3 u. 4.), die schön gewölbt sind und auch an die Form des Ephenblattes erinnern, sind von der Pappel. Diese beiden andern (III. 5. u. 6.) ahmen die Gestalt eines Pferdehufes nach und zeigen einen halbkreisförmigen Gefäßring: sie sind von der Esche. Bei dem Stielgrunde des Feigenblattes würden wir die Gefäßbündel sogar einen Kreis bilden sehen. Wer sich übt diese kleinen Eigenthümlichkeiten scharf

ihre besondere Weise, die sich theils durch Längs- und Querschnitte durch die Knospe, wie ich sie eben machte, theils durch behutsames Auseinanderlegen derselben genau verfolgen läßt.“

„Wodurch wird nun aber das Öffnen der Knospen bewirkt?“ fragte ich. Er antwortete:

„Wirkt im Frühling Sonnenschein und Feuchtigkeit auf den Baum kräftig ein, so daß er von seinem Winterschlaf erwacht, so schwillt zunächst der Achsentheil des in der Knospe liegenden Triebes an und preßt durch Vermehrung seines Umfanges die umhüllenden Schuppenblätter auseinander. Letztere haben das Ihre gethan und sinken zur Erde, ein Laubfall der Winterblätter im Frühling!

Die Knospen aber entwickeln sich weiter, eine jegliche nach ihrer Art. Die eine streckt sich weit aus zu einem Langtriebe mit begrenztem Wachsthum und schließt sich dann ab mit einer neuen Gipfelknospe. Andere bleiben im Achsentheile nur von

geringer Ausdehnung; sie stellen Kurztriebe dar, an welchen die Blätter büschelförmig erscheinen. Dann erzeugen die Sommerblätter neue Knospen, ja manchmal entwickeln sich letztere sogar als Johannis- oder Augusttrieb noch innerhalb desselben Sommers.

Es zeigt uns bei erstster eingehender Betrachtung selbst die kleinste, unscheinbarste Knospe am Baum, wie das gewaltige Leben der Natur auf dem ewigen Kreislauf der Formen und Stoffe gegründet ist. Da ist kein Untergang, kein Ende und kein Tod — nur fortwährender Wechsel und ewiges Leben!“

Die Glocke vom nahen Thurne mahnte mich

zur Heimkehr. Ich reichte dem alten Freunde zum Abschied die Hand: „Habe Dank für den Genuß, den du mir heute bereitet, Dank dafür, daß du mir den Blick auf das Leben selbst in der unscheinbaren Baumknospe gelenkt und mir das Auge zur Betrachtung des Pflanzenwunders geschärft hast. So vernimmt dann auch das Ohr in dem leisen Knistern der fallenden Knospenschuppen am Frühlings-Sonntage eine Predigt von der unendlichen Gottesliebe, die das winzige Blatt baut, die kleinste Knospe schützt und behütet, und welche selbst in der unansehnlichsten Schuppe vorsorglich thätig ist. Wie viel mehr wird sie für ein Menschenkind sorgen!“

Auf die See und wieder heim.

Jugenderinnerungen von

Wilhelm Kaiser.

Original-Zeichnungen von **K. Köhling.**



eniger wichtig mag der Anbau des Indigo und der Gewinn von Cochenille und Salz, sowie der Handel mit Bauhölzern sein. Neben diesen Culturgewächsen verdient noch ein einheimischer Baum Erwähnung, dessen Frucht

zwar allen meinen jungen Lesern bekannt ist, über dessen mannigfachen Nutzen sie aber wohl nur unvollständig unterrichtet sind, ich meine die Kokospalme. Sie wird fünfzig und mehr Fuß hoch bei einem Durchmesser von fünfzehn Zoll. Die Blätter befinden sich ausschließlich an der Spitze und breiten sich wie eine Krone aus. Die Früchte sitzen an dem Grunde der Blätter in Büscheln von fünf bis sechs Stück beisammen. So lange die Nüsse unreif sind, enthalten sie einen wasserhellen Saft, der sehr erfrischend wirkt und von Eingeborenen sowohl wie Europäern gern getrunken wird. Fängt die Frucht an zu reifen, so verdickt sich der Saft zu einem wohlgeschmeckenden Brei; endlich wird der Kern hart und weiß und ist auf mancherlei Art zu benutzen.

Gefocht und gepreßt liefert er ein Del, das frisch anstatt der Butter benutzt wird, älter geworden aber zum Brennen dient. Aus den harten Schalen verfertigt man Tassen und aus den garnartigen Fasern, von denen sie umgeben sind, Matten, Seile und Ankertaue. Mit den Blättern der Kokospalme deckt man die Häuser und bedient sich ihrer statt

des Papiers, indem ein kleiner eiserner Stift die Feder vertritt. Der Stamm endlich liefert Brennholz.

Ein eigenthümliches Gepräge giebt den Uferlandschaften der Manglebaum, aus dessen Zweigen dünne Sprossen zur Erde schießen, in der sie Wurzel fassen, um so zu Stützen des Mutterbaumes zu werden.

Aus diesen Beobachtungen, die ich während meines Aufenthaltes auf der gesegneten Insel selbst gemacht und nach gelegentlichen Mittheilungen und Nachrichten vervollständigt habe, können sich meine jungen Leser eine, wenn auch schwache, Vorstellung von der wichtigsten der Sundainseln machen, welche die Holländer als eine Hauptquelle ihres Wohlstandes betrachten müssen.

Die Wohnungen der ansässigen Europäer — diese sind meistens Holländer, doch finden sich auch Portugiesen, Deutsche und Angehörige anderer Nationen, — sind außerordentlich einfach ausgestattet. Die wichtigsten Möbel bestehen in einigen Sesseln, Ruhebetten und Spiegeln; besonders sind letztere sehr beliebt. Im Uebrigen ist die Einrichtung auf den täglichen Gebrauch berechnet; Puzzimmer kennt man nicht. Die Kleidung ist durchweg die europäische; nur macht man es sich infolge des warmen Klimas im Hause, auch bei Besuchen, gern und ohne Umstände bequem, indem man die oberen Kleidungsstücke ablegt. Die Lebensart ist fast bei

allen Ständen dieselbe; früh um fünf Uhr, auch noch früher, wenn es noch kühl ist, steht man auf. In einem leichten Rocco, Kabay genannt, setzt man sich vor die Thüre und trinkt den Morgenthee; dann kleidet man sich an und geht seinen Geschäften nach. Von elf bis vier Uhr giebt man sich nach genossener Mahlzeit der Ruhe hin, denn um diese Zeit ist die Hitze am größten. Von vier bis sechs Uhr wird wieder gearbeitet, darauf eine Spazierfahrt gemacht, da die Luft durch den Abends regelmäßig entstehenden Seewind abgekühlt ist, und schließlich der Rest des Tages in fröhlicher Gesellschaft zugebracht. Die Frauen nehmen an dieser nicht Theil; sie führen ein zurückgezogenes Leben. Wohlhabendere lassen sich auf ihren Spaziergängen durch einen Diener begleiten, der einen Sonnenschirm trägt.

Die zwei Ruhetage, welche vor der Heimkehr der Mannschaft der Schwalbe bewilligt waren, gingen leider rasch zu Ende. Ich hätte gern noch so viel gesehen, so viel erfahren, hätte so gerne meine Sprachstudien fortgesetzt, in denen ich es freilich nicht weiter als zur Kenntniß einiger malaischen Wörter und Redensarten brachte. Es war unmöglich. Ich fand mich also zur bestimmten Zeit mit einem Kästchen voll kleiner Kunst- und Natur-Gegenstände, die ich theils gekauft, theils hier und da von Stein und Strauch aufgelesen und abgepflückt hatte, an Bord ein.

Die aufgeregten Mienen meiner Kameraden und die lebhafteste Unterhaltung ließen mich sofort errathen, daß sich etwas Ungewöhnliches ereignet haben mußte. Ich wandte mich sofort an meinen alten Freund Cornelis, denn von einem Andern konnte ich statt einer Antwort eine Beleidigung oder gar Mißhandlung gewärtigen. Ich hatte kaum den Mund zur Frage geöffnet, als der alte Mann, dem eine Thräne die wettergebräunte Wange hinabließ, mit bewegter Stimme sagte:

„Unser armer Herr ist dahin, von wo es keine Rückkehr mehr giebt; einen besseren Seemann hat nie die blaue Flut getragen“ — und nun erzählte er mir, mit dem letzten Postdampfer sei die Nachricht aus der Capstadt angelangt, daß Kapitän van der Meteren die erhoffte Genesung nicht gefunden habe und daß seine irdischen Ueberreste in fremder Erde ruhten. Zugleich sei die Weisung des Rhebers eingetroffen, das Schiff solle unter des ersten Steuerannes Führung den Heimweg antreten.

Mein Schreck bei dieser unerwarteten Mittheilung war groß und meine Betrübniß über den Tod des vortrefflichen Mannes tief und aufrichtig.

Es war um die Zeit, da der Ostmousson weht,

Deutsche Jugent. XIV.

als unser Schiff auf den Gewässern der Sundastraße seinen Lauf nach Westen nahm. Angenehm trockenes und heiteres Wetter herrscht während dieser Winde, und ein blauer Himmel lacht auf die lebhaft gekräuselten Wellen herab. Der Ostmousson weht südlich vom Aequator vom April bis October, während zu derselben Zeit nördlich von demselben ein Wind von entgegengesetzter Richtung herrscht. In der anderen Hälfte des Jahres ist es umgekehrt. Die von Ostindien heimkehrenden Schiffe können also, wenn sie zur richtigen Zeit die Anker lichten, mit stets günstigem Winde um das Cap der guten Hoffnung fahren und in den westafrikanischen Gewässern die inzwischen eingetretenen Westmoussons erreichen, die sie der europäischen Heimat näher bringen.

An Anjer vorbei hatten wir bald die blauen Gipfel von Sumatra aus dem Auge verloren, und bald war von neuem ringsum die unendliche Fläche des Oceans. Zwei Monate dauerte es, bis das Cap der guten Hoffnung in Sicht kam und mich an den angenehmen und lehrreichen Ausflug auf den Tafelberg erinnerte. Wie beneidete ich den jungen Gelehrten, der mit so großer Zuverlässigkeit mir entgegengekommen war und mich zu Danke verpflichtet hatte! Könnte ich doch, wie er, in den weiten Ebenen der Karroo nach unbekanntem Pflanzen und Thieren forschen oder die Sitten und Gewohnheiten der Buschmänner und Kaffern studiren! Sehnsüchtig blickte ich nach der weißglänzenden Fläche des Tafelberges, und auch der Gedanke an unseren Kapitän, der da drüben zu ewiger Ruhe gebettet lag, erfüllte mich mit Wehmuth, als ein Fußtritt und ein derber Fluch mich aus meinem Sinnen aufschreckte und an die rauhe Wirklichkeit mahnte.

Eine Fahrt von weiteren drei Wochen, und die schroffen Küsten von St. Helena stiegen aus den blauen Wogen auf. Nach einem kurzen Aufenthalte, der gerade genügte, um frisches Wasser und einigen Proviant einzunehmen, und nach einer verhältnißmäßig günstigen Fahrt durch die windstillen Gegenden am Aequator näherten wir uns stetig der nordischen Heimat. Die Sternbilder des südlichen Himmels, vor allen das prachtvolle des Kreuzes verschwanden, und der große Wagen glänzte durch die heiterstille Nacht. Die blaue Farbe des Meeres geht in ein dunkles Grün über, ein sicheres Zeichen, daß wir uns der heimathlichen Küste nähern.

An den gefährlichen Klippen der Scilly-Inseln, die schon manchem guten Schiffe den Untergang gebracht haben, vorbei trieb ein scharfer Westwind die Schwalbe in den englischen Canal. Die See ging hoch; Mauern gleich rollten die Wogen hinter dem

Schiffe her, welches in so besorgnißerregender Weise nach links und rechts schwankte, daß die äußersten Enden der Raaen in das feuchte Element tauchten. Dabei tanzte das Fahrzeug bald wie eine Nußschale auf dem Rücken des Wasserberges, und bald schwebte es in der Tiefe in Gefahr, von den zusammenschlagenden Wellen verschlungen zu werden. Der englische Canal ist nächst dem Cap der guten Hoffnung und dem Cap Horn die gefürchtetste Stelle des Oceans, da unter dem Einflusse des Westwindes die Flut sich zu ungeheurer Höhe staut und die Küsten von Sandbänken und Klippen umsäumt sind. Ohne Schaden jedoch kamen wir auf die Höhe der Insel Wight, wo der Sturm zum Glück nachließ und in eine leichte Brise überging. Die hohen spitzen Klippen, welche am westlichen Ende der Insel emporstarren, blicken gar gefährlich und drohend auf das grüne Wasser: bei einem starken Südwinde ist es in ihrer Nähe nicht geheuer. Während der Nacht kamen wir an der Sandbank vorbei, die südwestlich von Folkstone sich in die See zieht und durch ein Leuchtfeuer kenntlich gemacht wird. Auf der Höhe von Folkstone war es, wo jüngst unser herrliches Kriegsschiff: der „große Kurfürst“ zum tiefen Schmerz des Vaterlandes seinen Untergang fand. Am nächsten Tage erblickten wir die Küste von Frankreich, und bald darauf kam die Insel Walcheren, welche durch die Mündungen der Schelde gebildet wird, in Sicht. An der holländischen Küste entlang, — in ansehnlicher Entfernung freilich, da das Gestade sehr flach ist und erst allmählich in die Tiefe absinkt, — erreichten wir die Mündung der Maas: der Lootse kam an Bord und bald waren zu beiden Seiten die flachen Ufer des Flusses sichtbar. Dort lag Rotterdam.

Unausprechliche Freude schwellte mein Herz, und laut jauchzte ich beim Anblick des Landes, welches mein Fuß in kurzer Frist wieder betreten sollte. Winkte mir doch baldige Erlösung aus einem Zustande, der mir schlimmer erschien als Sklaverei. Nicht die harte Arbeit, nicht die Unbilden der Elemente hatten mir den Aufenthalt auf dem Schiffe verleidet: die durchaus rohe und lieblose Behandlung von Seiten des neuen Kapitäns und der ganzen Mannschaft mit Ausnahme des alten Cornelis und meines Landsmannes und Leidensgefährten Karl, sowie die durchaus gemeine Denkweise und Lebensauffassung, die mir tagtäglich in zahllosen Neußerungen entgegentrat, hatten mir den Gedanken schon sehr nahe gelegt, daß es doch wohl noch eine andere, für mich geeignetere Laufbahn geben möchte. Meine jungen Leser wissen auch, daß die Erwartungen und

Hoffnungen, meine Kenntnisse zu vermehren und zu bereichern, nur in sehr beschränktem Maße in Erfüllung gegangen waren. Vom Cap der guten Hoffnung und von Batavia aus hatte ich an meine Angehörigen, sowie an Herrn Veltheim geschrieben, aber jede Andeutung vermieden, daß ich eine Menge Schattenseiten in dem Berufe gefunden hatte. Dieser Umstand beunruhigte mich einigermaßen; denn ob schon ich es mir kaum zu gestehen wagte, reifte der Entschluß schon in mir, dem Seemannsleben Lebewohl zu sagen.

Als das Schiff unter den „boompjes“ lag und die Ankerketten durch die Klüsen rasselten, als endlich die Landungsbretter auf die Quadern des Uferdammes geschoben wurden, da meinte ich, sofort davon eilen und bei meinem väterlichen Freunde Rath holen zu müssen über das, was ich nun beginnen sollte. Meine Dienstzeit war jedoch noch nicht zu Ende. Ehe die Mannschaft ausgelöhnt wurde, mußte die Ladung gelöscht werden. Man kann sich denken, daß jeder wacker zugriff, und daß unter dem taktmäßigen Rufe die Ballen an den Flaschenzügen gar geschwind in die Höhe schnellten, um auf den kräftigen Schultern der Lastträger in die Waarenhäuser befördert zu werden. Endlich war auch diese Arbeit gethan. Die Tasche mit harten Gulden gefüllt, meine Habseligkeiten auf der Schulter ging ich an Land. Cornelis und Karl begleiteten mich. Der erste wollte unter dem neuen Kapitan nicht weiter dienen, ob schon er das Schiff lieb gewonnen hatte und es mit schwerem Herzen verließ; er wollte sich eine andere Stelle suchen. Ich habe von dem braven Alten nie wieder etwas gehört. Der letztere nahm Dienst auf einer Brigg, die nach Westindien bestimmt war, wurde bald Matrose und nach gut bestandnem Examen Steuermann. Als nach den Kämpfen und Siegen von 1866, 1870 und 71 eine mächtige deutsche Flotte geschaffen wurde, die in den fernsten Meeren den deutschen Namen geachtet machte, trat er in die Kriegsmarine seines Vaterlandes über, dem er jetzt als tüchtiger Deckoffizier dient.

Nachdem ich mein Gepäck in einem Gasthose abgelegt und meine Kleidung geordnet hatte, machte ich mich mit klopfendem Herzen auf den Weg zum Hause des Herrn Veltheim. Die Straßen waren mir noch wohlbekannt und wie ein alter Freund nickte mir der schmale Giebel des Gebäudes zu, welches das Ziel meiner Wanderung bildete. Mehr als achtzehn Monate waren vergangen, seit ich zum ersten Male jene Schwelle überschritten hatte: was konnte sich nicht in dieser Zeit ereignet haben! Er-

wartungsvoll stieg ich die bekannte Treppe hinauf und klopfte athemlos und mit zitterndem Finger an die Thür, um im nächsten Augenblicke an der Brust des vortrefflichen Mannes zu liegen. Warm und herzlich war der Empfang auch von Seiten der übrigen Familienglieder; und wer will es mir verargen, daß heiße Thränen mich lange nicht zu Worte kommen ließen, um über das Erlebte Auskunft zu geben! Mit voller Gewalt kam das lange unterdrückte Gefühl des Heimwehs, der Sehnsucht nach gesittetem Umgange, das Bedürfniß nach Liebe zum Ausbruch.

Als ich mich beruhigt hatte, begann ich meine Mittheilungen, die ich während der diesem Wiedersehen nun folgenden glücklichen Zeit vervollständigte. Ich verschwieg nicht, wie es mir nach dem Tode des Kapitäns, von welchem Ereigniß Herr Beltheim schon früher erfahren hatte, ergangen war; ich verschwieg auch nicht die Enttäuschungen, die mir zu Theil geworden waren, mir zu gleicher Zeit aber auch die Augen über meinen Fehlgriff in der Wahl des Berufes geöffnet hatten.

Als ich mehrere Tage als Gast der liebenswürdigen Familie mich von den ausgestandenen körperlichen Anstrengungen und geistigen Aufregungen erholt hatte, trat in zwingender Form die Frage an mich heran: „Was nun?“ Herr Beltheim mochte mir wol anmerken, was in meinem Innern vorging: das unbehagliche Gefühl des Schwankens und der Verlegenheit mußte sich in meinen Mienen ausdrücken. Mehrmals bemerkte ich, wie er mit einem zufriedenen Lächeln mich anblickte, als ob er sagen wollte: „Jetzt habe ich dich da, wo ich dich haben wollte.“ Immer peinlicher wurde meine Lage, bis mein gütiger Wirth eines Tages, da wir zusammen einen Spaziergang durch die Stadt machten, zu mir sagte:

„Ich habe schon bemerkt, daß es Ihnen bei

mir nicht gefällt, und daß Sie Sich wieder auf das blaue Wasser hinaus sehnen.“

„Im Gegentheil“ — wollte ich erwidern, er aber schnitt mir das Wort vor dem Munde ab und fuhr fort:

„Da Sie aber schon eine ziemlich lange Fahrt gemacht haben, können Sie vielleicht schon in die Seemannsschule eintreten; zufällig bin ich mit einem Professor derselben bekannt, mit dem wir Rücksprache nehmen könnten.“

„Ob meine Eltern damit einverstanden sein werden?“ warf ich schüchtern ein.

„Das lassen Sie Ihre geringste Sorge sein; da die Eltern überhaupt die Wahl Ihres Berufes gebilligt haben, so sind sie gewiß auch mit der Art und Weise, wie Sie darin weiterzukommen suchen, einverstanden.“

Ich wußte nichts zu erwidern, sondern blickte rathlos zu meinem Begleiter auf. Mein Gesicht muß wohl einen sehr drolligen Ausdruck gezeigt haben, denn Herr Beltheim brach in ein lustiges Lachen aus und fügte beschwichtigend hinzu:

„Nun, wir können uns die Sache ja noch überlegen, und wenn Sie gar die Theerjacke wieder ausziehen wollten“ —

Meine Mienen sagten mehr, als Worte vermocht hätten; ich war im Begriffe, meinem Entschlusse, die Theerjacke soweit wie möglich von mir zu werfen, einen kräftigen Ausdruck zu verleihen, als meine Aufmerksamkeit plötzlich nach einer anderen Seite hin gezogen wurde. Diese Häuser schienen mir bekannt, obschon wir uns in einem abgelegenen Stadttheile befanden; eine dunkle Erinnerung, daß ich schon in der Gegend gewesen sein mußte, tauchte in mir auf: sie gewann immer bestimmtere Formen; richtig, es war die Gasse, in welche ich geschleppt worden war, um den Seelenverkäufern in die Hände geliefert zu werden. Und da war auch das unheimliche Haus — aber wie verändert! Ueber



der Hausthür befand sich ein Schild mit dem Namen eines deutschen Gastwirthes; neben der Thüre und an den Fenstern standen blühende Blumen, ein neuer Farbenanstrich gab dem Gebäude ein freundliches Aussehen, welches zur Einkehr zu ermuntern schien. Ich machte Herrn Beltheim mit meiner Entdeckung bekannt, und bereitwillig folgte dieser meiner Bitte in das Haus einzutreten. In noch größeres Erstaunen versetzte mich die Veränderung im Innern. Aus der verräucherten und dunsterfüllten Spielhölle war ein reinliches und lustiges Gemach geworden, in welchem mehrere Fremde in friedlicher Unterhaltung begriffen waren und ab und zu dem Biere zusprachen, welches vor ihnen stand. Wir nahmen Platz an einem der Tische; ein junges Mädchen näherte sich, um unsere Bestellung entgegen zu nehmen. Auf den ersten Blick erkannte ich die Züge jenes Mädchens wieder, das mich einst aus den Händen meiner Feinde hatte retten wollen. Nur größer war sie geworden und lebhafter, gesunder sah ihr Antlitz aus, fröhlicher schauten die blauen Augen in die Welt. Das Mädchen erkannte mich offenbar nicht wieder; die Luft und die Sonne hatten meine Wangen gebräunt. Als ich sie jedoch mit wenigen Worten an das Ereigniß, bei dem wir unsere erste Bekanntschaft gemacht hatten, erinnerte, da nahm ihr Gesicht einen freudigen Ausdruck an, und sie sagte:

„So sind Sie also doch nicht ertrunken, wie man mir damals sagte, als die bösen Menschen Sie fortgebracht hatten!“

Im Verlaufe des Gesprächs erzählte uns das junge Mädchen, daß ihre Stiefeltern vor etwa einem Jahre gestorben wären und ihr das Haus nebst einer Summe baaren Geldes hinterlassen hätten. Bis zu ihrer Verheirathung mit einem braven jungen Manne, die binnen Kurzem stattfinden werde, führe ein Oheim aus Deutschland das Geschäft, unter dessen Leitung das Haus seine neue, freundliche Gestalt bekommen habe, und der auch zur Unterstützung bei ihr bleiben werde, da er keine Familie besitze. Seit der Umänderung des Locales wären die alten Gäste weggeblieben und neue gesittetere hätten sich eingefunden, die einen reichlichen und anständigen Verdienst schafften. Ueber Herrn Flemming konnte mir das junge Mädchen keine Auskunft geben; später erfuhr ich, daß derselbe kurz nach meinem Entkommen — vielleicht von seinem bösen Gewissen dazu getrieben — nach Australien ausgewandert sei.

Nachdem ich dem jungen Mädchen noch einmal meinen Dank ausgesprochen und ein herzliches Lebewohl gesagt hatte, empfahlen wir uns. Es erfüllte mich mit lebhafter Freude, daß der schreckliche Ort, an welchem ich eine so angstvolle Nacht zugebracht, in so vortheilhafter Weise sich verwandelt hatte, und auch Herr Beltheim sprach seine Befriedigung darüber aus.

Nachdem ich mich mit diesem über meine Absichten verständigt hatte, und dies fiel mir nach der oben erwähnten Unterhaltung mit ihm nicht schwer, wurde nach vorläufiger Mittheilung an meine Angehörigen, der Tag der Abreise sofort festgesetzt. Die Scheu vor dem Empfange in der Heimat war bald besiegt; ich machte mich auf kleine Neckereien gefaßt und sah ihnen mit Ruhe entgegen.

Nach einem herzlichen, innigen Abschiede von der lebenswürdigen Familie, in der ich einen festen Halt gefunden hatte, als ich dessen so sehr bedurfte, verließ ich mit dem Nachtzuge die Stadt, wo ich so viel Schlimmes, aber auch soviel Liebes erfahren hatte.

Die dunkle Nacht ruhte auf den saftigen Wiesengründen, und nur dann und wann glänzte der helle Streifen eines Canales auf, während ich in Nachdenken über das Erlebte versunken und an das Fenster des Wagens gedrückt die Ebenen Hollands durchslog; und noch war die Sonne nicht über dem Horizonte erschienen, als schon die Grenze erreicht war. An der Zollstation wurde ein längerer Halt gemacht; dann aber ging es unaufhaltbar in das deutsche Land hinein der Heimat zu. — Endlich erreichte ich diese. Ich fand Gott sei Dank! meine lieben Eltern gesund wieder und erfreut über meinen Entschluß, dem seemannischen Beruf zu entsagen. Welche Freude des Wiedersehens empfand ich, welche Wonne in dem Genuß der heimischen Behaglichkeit! Das gab ein Erzählen, Fragen, Hören und Staunen.

Die gefürchteten Neckereien blieben mir nicht erspart, glitten aber an dem blauen Seemannsflausrock, den ich noch eine Zeit lang trug, machtlos ab und verstummten endlich ganz. —

Viele Jahre sind seit jenen Erlebnissen vergangen; ich habe einen Beruf gewählt, in dem ich mich glücklich fühle; aber oft noch führt mich die Erinnerung in jene bewegte Zeit zurück, da ich auf die See ging und in fernen Zonen suchte, was mir in der Heimat so nahe lag.

Nach des Ewigen Vorbild.

Von Ernst Weber.

In wohlthätiger Mann ging einmal sehr betrübt aus seinem Hause, denn es war ihm hinterbracht worden, daß ein Mensch, dem er in harter Krankheit beigegeben und darauf wieder zu Verdienst geholfen, Uebles von ihm geredet hatte. Als er jetzt über die Straße schritt, sprach ihn ein Bettler um eine Gabe an. Er gab ihm einen Pfennig, aber der Unverschämte hielt die Gabe für zu gering und warf sie ihm vor die Füße.

Während er dem frechen Menschen noch heftig darüber zürnte, begegnete ihm ein Mann, dem er vor Jahren, als derselbe noch ein armer Schüler war, mit Geld und gutem Rathe beigegeben, so daß er seine Fähigkeiten ausbilden und später in ein einträgliches Amt treten konnte. Aber der ihm jetzt begegnete, hatte das alles vergessen, that als sähe er seinen früheren Wohlthäter nicht, und ging ohne Gruß an ihm vorüber. Da war es dem Manne, als ob sich ihm das Herz im Leibe umwendete, und er gelobte sich, keinem je wieder Gutes zu erzeigen, denn die Menschen seien es, wie er in seinem Zorne meinte, nicht werth.

Mittlerweile war er in die Umgebung der Stadt gelangt. Vor ihm lief eine Schaar von Kindern. Diese hatten bis zu seinem Dazukommen an dem Wiesenrande gefessen und ihr Besperbrod verzehrt. Aber sie hatten viele Brotsamen und große Stücken Rinde liegen lassen, und als der Spaziergänger ihnen nachrief, um sie mit Worten über solches Unrecht zu strafen, liefen sie lachend und spottend davon. Dann konnte man von ferne sehen,

wie die Buben weit in das Getreidefeld liefen, welches an den Fußweg grenzte, und beim Suchen von Kornblumen viele der gelben Lehren niedertraten.

„Wenn ich der ewige Gott wäre, so sollte kein Halm mehr sprießen, keine kräftige Frucht mehr reifen, damit das undankbare Geschlecht, Klein wie Groß, untergehen müßte; und wenn die Dürre, die nun seit Wochen das Wachstum hemmt, nicht zu Ende ginge, so geschähe der undankbaren Menschheit damit ganz Recht.“ So dachte der zürnende Mann bei sich, als er seinen Weg fortsetzte. Da er sich aber nach einiger Zeit zur Umkehr wandte, bemerkte er mit Verwunderung, daß hinter ihm dunkle Wolken aufgezogen waren, wie man sie schon lange vergebens herbeigesehnt hatte. Noch ehe er die Stadt erreichte, fing es an zu blitzen und zu donnern, und ein fruchtbarer, milder Regen fiel auf die vom Sonnenbrand fast versengte Flur.

Da mußte unser Freund an den Spruch der Bibel denken: „Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Es war als ob die segensreichen Tropfen auch seinen Zorn und seine Bitterkeit löschten. Sinnend blieb er stehen und sprach zu sich: „Verstehe die Mahnung! Gott will auch nicht, daß die Dankbaren mit den Undankbaren und um ihretwillen leiden; was soll ich also meine Mitmenschen den Undank einiger Wenigen entgelten lassen? Wahrlich, von nun an soll mich keine solche trübe Erfahrung an Einzelnen abhalten, weiter Gutes zu thun.“ Und er hielt treu sein Wort.

Der Mammothbaum.

Von Edwin Bornmann.

Ich hab' 'nen lieben Pathensohn,
Der ist so lernbesifsen,
Und wenn ich komme, springt er schon
Und will was Neues wissen.
Vom californ'schen Mammothbaum
Erzählt' ich jüngst dem Kleinen:
„Der ist so dick, du glaubst es kaum,
Und größer giebt es keinen.
„An Höhe mißt sein Stamm sich gar
Mit unserm Münsterturme.

So trotzt der Baum viertausend Jahr
Dem Schnee und Wintersturme.“

Ich sah den Jungen forschend an:
Vor solchen Zahlengrößen
Vermeint' ich wohl dem kleinen Mann
Viel Achtung einzusößen.

Doch nichts von Ehrfurcht und Respect;
Denn schmunzelnd sprach der Bengel:
„Wie lang wohl einer daran schleckt,
Wär' das ein Zuckerstengel?“



Von

Otto Sutermeister.

1.

Ber nennt mit einem Worte mir,
Mit einer Silbe nur, die beiden:
Dies ist von Horn, das von Papier;
Das dient beim Schreiben, dies beim Schneiden.

2.

Erst ist's ein Gott der Türken; dann,
Fängst du verkehrt zu lesen an,
Ist's eine Stadt in Hindostan.

3.

Mit ihm fängt alle Feindschaft an und endigt aller gute
Ruf,
Und doch giebt's auch kein Friedensfest, das es nicht
zwiefach mit erschuf.

Von

Robert Löwike.

1.

Mein Wörtchen reimt auf Gang und Bank.
Es ist nicht kurz und auch nicht lang.
Doch wenn du nimmst von meinem Wort
Am Anfang nur ein Zeichen fort,
So wird es dadurch wirklich lang.
Es tönt heraus aus dem Gesang,
Es tönt aus jedem Instrument,
Was dir mein einfach Wörtchen nennt.

8.

Mit o nennt es ein kleines Thier,
Mit a nennt's eine Wiese dir.

9.

Mit a kennst du es dünn und schlank,
Mit e kennst du es fein und blank.

10.

Mit g ist jedes Landmanns Feind,
Mit v ein deutscher Fluß gemeint.

Von

Friedrich Gull.

1.

Drei Worte, klang- jedoch nicht sinnverwandt,
Gibt dir das neckische Räthsel hier bekannt.

I.

Ich diene in der Mühle,
Doch bricht mir nur ein einz'ger Zahn,
So wird's dem Müller schwüle.
Was fängt er ohne Mühlarzt an?

II.

Du weißt aus einem Liede,
Als ich zum Tod getroffen war,
Wer nicht trat aus dem Gliede,
Und reichte mir die Hand nicht dar.

III.

Nach Hof mit Hut und Degen
Eil' ich als wie auf Rosses Huf,
Berathung dort zu pflegen
Auf meines Landesfürsten Ruf.

2.

I.

Bald bin ich gut, bald bin ich schlecht,
Bald schön, bald wieder Niemand recht.

II.

Zur Unglückszeit zum Heil gesandt,
Vom eignen Volk zumeist verkannt.

I und II.

Bald ein zur Unzeit frühnder Hahn,
Bald auf dem Dach die Erkerfahn',
Bald eine Röhre, hell und blank,
Und bald ein Fuß, der wund und krank.
Ein Frosch bald eingesperret im Glas,
Und bald ein Hund, der nagt am Gras,
Bald eine Schwalbe, bald ein Fint,
Ein Spatz bald, ungewöhnlich flint,
Bald eine Bremse, eine Spinne.
Nun sag', was hab' ich wohl im Sinne?



von Robert Löwike.

I.

Frau Martha hatte Eier zum Verkauf nach der Stadt gebracht, mehr als 200, aber weniger als 300. Ehe sie auf den Markt ging, zählte sie ihre Eier genau und sagte: „Schade, daß ich sie nicht nach Dutzenden verkaufen kann, dann würde ich sie gerade alle los werden und keines übrig behalten. Da ich sie aber nach Mandeln verkaufen muß (1 Mandel = 15 Stück), so werden mir 3 Stück übrig bleiben.“

Wie viel Eier hatte Frau Martha?

II.

Alfred hat vier Blechmarken. Auf der ersten steht

die Ziffer 7, auf der zweiten ebenfalls 7, auf der dritten 5, auf der vierten 6.

Wie viel vierziffrige Zahlen von verschiedenem Werthe kann er mit diesen vier Blechmarken zusammensetzen?

III.

Auf der ersten von vier andern Blechmarken steht die Ziffer 9, auf der zweiten ebenfalls 9, auf der dritten 1, auf der vierten 0.

Wie viel vierziffrige Zahlen von verschiedenem Werthe lassen sich mit diesen vier Blechmarken zusammensetzen?

IV.

S	R	i	t
B	R	E	b
e	E	S	r
s	b	e	s

V.

S	i	e	D
e	E	A	b
r	E	I	r
A	I	e	S

VI.

R	R	F	e
f	E	F	I
o	E	E	r
r	o	I	e

VII.

e	o	t	e
R	E	B	f
D	B	D	t
R	e	t	t

VIII.

f	a	m	u
N	u	m	R
R	R	R	u
E	a	a	E

IX.

E	f	u	D
e	l	n	i
b	P	l	b
D	e	e	E

In den Figuren 4—9 lassen sich die Buchstaben in den einzelnen Feldern so zusammenstellen und ordnen, daß die oberste wagerechte Reihe ebenso lautet wie die erste senkrechte Reihe links, und die zweite wagerechte Reihe ebenso wie die zweite senkrechte links u. s. w. Die

Anfangsbuchstaben der vier zu suchenden Wörter sind durch große Buchstaben bezeichnet, und müssen in entsprechender Reihenfolge in die oberste wagerechte Reihe und in die erste senkrechte Reihe links gestellt werden. Alle zu suchenden Wörter sind Hauptwörter.

Anflösung der Knackmandeln Seite 63.

- | | | | |
|--------------------|---------------------|--------------------|--------------------|
| I. Der Fluß Lippe. | II. Der Fluß Adour. | III. Der Fluß Nar. | IV. Der Fluß Ruhr. |
| V. Amiens. | VI. Athen. | VII. Weimar. | VIII. Mailand. |
| X. Edinburg. | XI. Seeland. | XII. Sardinien. | XIII. Münster. |
| XV. Main. | XVI. Nürnberg. | XVII. Island. | XVIII. Tauber. |
| | | XX. Hannover. | XIX. Petersburg. |

Anflösung der Räthsel Seite 62.

Räthsel von Friedrich Gull.

- | | |
|------------|----------------|
| 1. Das Ei. | 2. Der Donner. |
|------------|----------------|

Räthsel von Robert Löwike.

- | | |
|-----------|----------------|
| 1. Blatt. | 2. Helm, Held. |
|-----------|----------------|